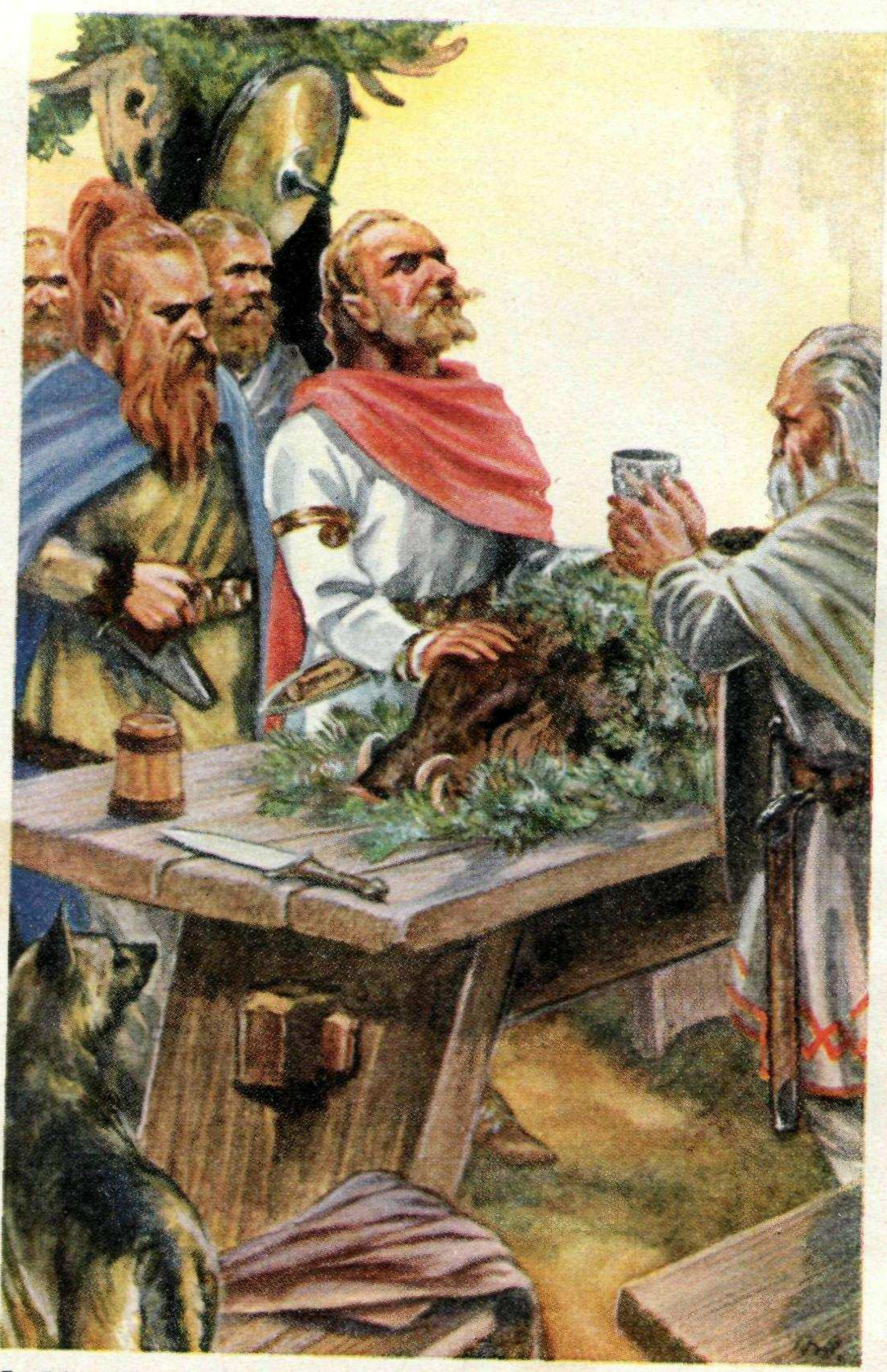

Die Schlacht am Bückeberg
Von Adolf Lindemann



Zu Seite 25

Die Schlacht am Bückeberg

Erzählung aus den Befreiungskämpfen
der Germanen vom Römerjoch

Von

Adolf Lindemann

*

Mit Bildern von Rudolf G. Werner

Enßlin & Laiblins Verlagsbuchhandlung / Reutlingen

Printed in Germany / S 34,3 / 6. 11. 34 / 3328

Liebe Jugend!

Der neue deutsche nationalsozialistische Staat, zu dem sich jetzt das deutsche Volk in nie dagewesener Einmütigkeit bekennt, baut sich auf der Grundlage des Blutes und des Heimatbodens auf. Dabei ist es aber dringende Notwendigkeit, daß wir auch Blut und Boden kennen, dem wir entsprossen sind. Doch was wissen wir von unseren Vorfahren? Wohl kennen wir die Ilias und die Odyssee, wir wissen von Zeus und Apoll, doch wenig oder nichts von den alten Germanen, von Wotan, Ziu oder Donar. Es war eine große Unterlassungssünde, die kostbaren Schätze der Edda unbeachtet zu lassen, denn diese Quelle erschließt uns vor allem das Verständnis für unsere Ahnen und ihre Götter. Wir lernen aus ihrer Geschichte und ihren Heldengesängen ihre sittliche Lebensführung und ihre Moral, die schon damals turmhoch über den Tugenden anderer Völker und Rassen standen.

Die alten Griechen waren ein heldenhaftes Volk. Aus ihren Heldenliedern schöpften sie die Kraft des nationalen Zusammenhalts. Diese Lieder waren Gegenstand höchster Verehrung und für jeden griechischen Bürger richtunggebend. Wer die griechische und nordische Geschichte vergleicht, wird finden, daß wir an Heldentaten und Heldengesängen viel, viel reicher sind als die Griechen. Und darum

müssen wir das Gold aus eigenem Boden schürfen und nicht in der Fremde suchen, wie es leider der Deutsche seit je zu seinem Nachteil getan hat.

Darum wollen wir den köstlichen Quell deutscher Vergangenheit neu erschließen, damit wir daraus immer wieder die Kräfte schöpfen, die ein mannhaftes Volk zu seiner nationalen Geschlossenheit braucht. Es ist einleuchtend, daß dabei zuerst an unsere Jugend gedacht wird. Das vorliegende Büchlein, für die Jugend geschrieben, befleißigt sich, den trockenen Ton zu meiden, leichtverständlich zu sein, und doch der geschichtlichen Wahrheit treu zu bleiben. Aus Weltgeschichte, den beiden „Edda" und aus Felix Dahns Walhall ist das Rohmaterial geschöpft, und der junge Leser kann sich darauf verlassen, daß der geschichtliche Hintergrund echt und wahr ist, wobei kleine dichterische Freiheiten diese Echtheit nicht nur nicht trüben, sondern sie noch heller erstrahlen lassen.

Wir sind von den germanischen Gestalten, die uns in dieser Geschichte nähertreten, ein Stück. Es ist unser Blut, das in den Adern der Helden fließt, sie müssen uns mehr sein als die Helden Homers. Deutsche Jugend, du sollst und wirst die Germanen unserer Erzählung lieben lernen, damit du fühlen lernst, welches Stammes du bist, wo die starken Wurzeln deiner Kraft sind.

Berlin-Frohnau, ausgangs 1933.

Adolf Lindemann.

Im leuchtenden Herbstgold prangte die Natur im Weser-Berglande, als zwei Wanderer, Vater und Sohn, die prächtigen Buchen- und Eichenwälder durchschritten.

Staunend sah der Junge zu den mächtigen Baumriesen empor, von denen manche wohl auf mehrere Jahrhunderte zurückblicken konnten.

„Aus diesen Baumwipfeln blickt deutsche Geschichte zu dir herab, Uwe", sagte der Vater, der die Gedanken des Zwölfjährigen wohl erriet.

„Hat sich in diesen Wäldern denn viel zugetragen, Vater?"

„Jeder lobt seine Heimat, Junge. Aber ich brauche, auch wenn diese Berge und diese Täler Heimatboden von mir sind, nicht zu übertreiben, wenn ich sage, daß hier die Wiege Deutschlands stand. Jeder Berg, jede Stadt, jedes Kloster kann Vieles und Schönes erzählen. Da ist die Rattenfängerstadt Hameln, von der du schon gehört. Wir werden das schöne Kloster Korvey, wo die todweissagende Lilie glänzt, besuchen. Im Lüningsberge bei Hameln kegeln die Geister mit einem goldenen Kegelspiel, im Köterberg bei Polle ruhen reiche Schätze an Gold und Edelsteinen. Hier schlug man in allen Jahrhunderten blutige Schlachten, hier focht Hermann der Cherusker gegen die Römer, Wittekind gegen die Franken, Friedrichs des Großen Bataillone gegen die Franzosen, ja viel mehr könnte ich erzählen, was sich hier alles abgespielt hat."

„Da wird einem ordentlich ehrfürchtig zumute, Vater, wenn man durch diese Buchen- und Eichenhaine schreitet."

„So soll dir auch zumute sein, Uwe, denn hauptsächlich deshalb habe ich die Herbstferien benutzt, um dich, mein Sohn, in meine Heimatberge zu führen. Bist du auch in Thüringen zur Welt gekommen, deiner Väter Heimat ist auch deine Heimat, die du liebhaben mußt. Denn Blut und Erde sind eins, gehören zusammen. Hier, wo deine Ahnen deutsch fühlten und dachten, sollst du voller Andacht und Ehrfurcht ihrer gedenken, und sie dir zum Vorbild nehmen. Leider habe ich in der Schule noch zuviel von Römern und Griechen lernen müssen. Unsere alten Germanen wurden vergessen, oder man wußte von ihnen nichts. Darum wurden wir auch so verwelscht und alles um uns so undeutsch."

„Das ist aber jetzt nicht mehr so in der Schule, Vater", sagte Uwe mit ernster Miene. „Wir haben jetzt ein neues Schulgebet bekommen, wo auch unserer Ahnen gedacht wird."

„So? Das freut mich. Wie heißt das Gebet? Ich hoffe, du kannst es auswendig."

„Und ob ich es auswendig kann, Vater:

Schütze, Herr, mit starker Hand
Unser Volk und Vaterland!
Laß auf unseres Führers Pfade
Leuchten deine Huld und Gnade!
Weck in unserm Herz aufs neue
Deutscher Ahnen Kraft und Treue!
Und so laß uns stark und rein
Deine deutschen Kinder sein!"

Der Vater nickte. „Deutscher Ahnen Kraft und Treue! Ja, wer weiß wohl davon! Hier erzählt es jeder Stein, aber niemand hat Ohren, es zu hören. Oder sie hören es wohl, wissen aber nicht, woher es stammt, was es bedeutet. Da

wird mit lächerlichem Stolz und großer Wichtigkeit auf die alte Kultur der Griechen und Römer hingewiesen, wobei die Germanen ihre Herkunft bis auf 1500 Jahre vor Christi zurückverfolgen können. Aber unser leidiger Hang zum Fremdländischen erfreute sich mehr an griechischen Gesängen und römischen Weisheiten."

„Ja, Vater, so ähnlich sagt unser Lehrer auch. Die Geschichte vom Trojanischen Krieg wollen wir gar nicht mehr durchnehmen, denn Krieger, die ausreißen, wie es Hektor vor Achilles tat, sind keine Helden."

„Nein, wenigstens für deutsche Begriffe nicht."

„Aber warum haben wir denn nicht eine so reichhaltige Geschichte wie die Griechen und Römer?" fragte der Sohn.

„Wir haben sie noch viel schöner und reicher, Uwe. Man muß nur Augen und Ohren offenhalten können. Jeder Baum rauscht dir Wotans wilde Jagd, jeder Stein, jede Tonscherbe erzählt von Heldentaten der Ahnen."

Der Vater war vor einem Haufen Geröll stehengeblieben und stocherte mit dem derben Wanderstock darin herum.

„Schau einmal genau zwischen den Steinen nach, Uwe. Wir werden noch etwas finden, was einst den alten Germanen gehörte. Hier ist der Boden noch unberührt, weil er fernab der großen Straße liegt. Sieh her, hier ist ein Scherben. Das ist ein Stück von einem Krug oder einer Schale. Die Verzierungen hier am Rande ähneln sehr dem Hakenkreuz, das auch unsere Alten kannten. Aber wir brauchen nicht nur in diesem Steinhaufen zu suchen. Auch anderswo findest du Spuren der alten Germanen. Sogar in deinen Märchenbüchern."

„In meinen Märchenbüchern?" fragte Uwe erstaunt.

„Jawohl. Die alten Germanen lebten in schlichten Holzhäusern im Walde, waren also mit der Natur näher in Be-

rührung als wir heutige Stadtmenschen, die in steinernen Häusern wohnen und durch Öfen vor Winterkälte geschützt sind. Unsere Vorfahren kannten das nicht und spürten das gestrenge Walten der Eisriesen, wie sie den Winter nannten, besonders hart. Um so mehr freuten sie sich auf den Lenz. Der Wechsel der Jahreszeiten war bei ihnen mit der wechselnden Herrschaft der Götter verbunden. Wenn die Wintersonnenwende war, die Sonne ihren tiefsten Stand erreicht hatte, dann spannte der Sonnengott Freyer den goldborstigen Eber vor seinen Wagen, und es wurde wieder Licht. Und nach wenigen Monden kam auch die Frühlingsgöttin Ostara, die unserem Osterfest den Namen gegeben hat, und streute seine bunten Gaben."

„Verzeih, Vater, aber du sagtest, daß in meinen Märchenbüchern —"

„Ganz recht, ich wäre schon darauf gekommen. Auch in den alten Märchen ist diese Frühlingssehnsucht der Ahnen enthalten. Die Märchen von Dornröschen und Schneewittchen kennst du ja. Das Einschlafen und Erwachen dieser beiden Märchengestalten ist auch nichts anderes als Herbst, Winter und Frühling."

„So alt sind unsere Märchen schon?" fragte Uwe voller Staunen.

„Ja, so alt und so deutsch! Schon vor zweitausend Jahren erzählte sie die Germanenmutter ihren Kindern, und keine Unkultur, kein fremder Geist hat diese Märchen vom deutschen Herd vertreiben können."

„Das wäre auch jammerschade, wollte man sie uns verbieten. Ich lese diese Märchen immer noch gern, Vater, obwohl ich doch schon zwölf Jahre alt bin."

Der Vater lachte. „Und denk einmal, sogar ich lese sie noch, obwohl ich doch schon viel, viel älter bin als zwölf Jahre."

„Ja, du, Vater! Aber so denken nicht alle. In meiner Klasse lachen sie über Märchen, die für Hosenmatze seien."

„Das sind dumme Jungen, die so reden. Leider gibt es auch Erwachsene, die dieses kostbare Volksgut verachten, die überhaupt keinen Sinn für deutsche Art und deutsches Wesen haben. Was sagst du dazu, Uwe, daß es Leute gibt, die sogar unser schönes Weihnachtsfest abschaffen wollen?"

„Das sind wohl die Kommunisten?"

„Ja, und was damit verwandt ist."

„Das darf nie geschehen! Weihnachten ist doch das schönste Fest des Jahres, und doch wohl auch das heiligste."

„Gewiß, es ist für uns Christen das Fest der Geburt unseres Heilandes. Aber auch unsere Ahnen feierten es schon um dieselbe Zeit im Jahre als Julfest, als Fest der Wintersonnenwende. Was echt deutsch ist, überdauert die Jahrhunderte. Was bodenständig ist, läßt sich nicht ausrotten."

„Es ist nur gut, daß wir jetzt wieder in einer Zeit leben, wo wir wieder deutsch fühlen, nicht wahr, Vater?"

„Ja, das ist gut, Uwe. Aber die Feinde deutscher Art und Sitte hat es zu allen Zeiten gegeben. Glücklicherweise gab Gott manchmal den Deutschen einen Führer, der diese Welschen zum Lande hinaustrieb. Sieh dort nach Westen, Uwe. Einer jener blauen Berge ist die Grotenburg. Bei klarem Wetter kann man das Hermanns-Denkmal erkennen, das auf diesem Berge steht. Dort, wo Hermann einst Varus' römische Legionen vernichtete, ragt sein Standbild. An seinem nach Westen gerichteten Schwert steht das Mahnwort:

„Deutsche Einigkeit meine Stärke,
meine Stärke Deutschlands Macht!"

Dieser Cheruskerfürst war auch ein Führer, wie er in tiefer Not den Deutschen erstand. Geradeso, wie wir heute in Adolf Hitler den Befreier Deutschlands erblicken, so konnten die alten Germanen in Hermann ihren Befreier sehen."

„Durch die Schlacht im Teutoburger Walde hat Hermann unser Land von den Römern befreit, nicht wahr?"

Der Vater lachte bitter auf. „Ich wette, daß neun Zehntel der Deutschen dies auch glauben. So wenig kennen sie ihre Geschichte."

„Ist es denn nicht so?" fragte Uwe und sah forschend zu dem Vater auf.

„So ist es nicht. Sieh dort den Berg, der vor uns liegt und noch vor kurzem Zeuge eines glänzenden Schauspiels war, wo Adolf Hitler das erste große deutsche Erntedankfest feierte. Rate, wie er heißt."

„Das ist der Bückeberg!" rief Uwe mit vor Begeisterung geröteten Wangen.

„Jawohl, das ist der Bückeberg. Er war Zeuge der größten Römerschlacht in Deutschland, als die Knochen der gefallenen Römer im Teutoburger Walde schon zehn Jahre in der Sonne bleichten."

„Davon habe ich nie etwas gehört, Vater. Erzähle davon."

„Diese Schlacht sollst du selbst erleben, mein Sohn. Auch die Zeit, die davor und dahinter liegt. Wir drehen das Rad der Zeit um etwa neunzehnhundert Jahre zurück und lassen uns von den alten Eichen des Bückeberges die Geschehnisse erzählen. Es ist schönstes deutsches Heldentum. Doch zum besseren Verständnis muß ich etwas vorausschicken. Ehe wir den Bückeberg hinansteigen, rasten wir in diesem Buchenhain, und ich erzähle dir, warum die Römer unser Land heimsuchten.

Vom Kaiser Augustus hast du wohl schon gehört. Er war es, unter dessen Regierung Jesus Christus geboren wurde, der die Flucht Marias und Josefs mittelbar veranlaßte. Obwohl die Regierungszeit des Augustus die glücklichste für die Römer war, so hielt es der Kaiser doch für notwendig, Eroberungskriege zu führen, denn kriegerische Lorbeeren gehörten nun einmal zu den Lebensbedürfnissen der stolzen Römer. Zwei Stiefsöhne des Kaisers, Tiberius und sein jüngerer Bruder Drusus, drangen in Germanien ein. Merke dir die Namen der beiden genau. Tiberius drang vom Süden über die Alpen vor und unterwarf das Land, das wir heute Bayern nennen. Der Name Augsburg erinnert noch an seine Eroberungen unter Augustus' Herrscherzeit. Im Jahre 9 vor Christi Geburt war die Donau in ihrem ganzen Laufe die Nordgrenze des römischen Reiches.

Doch mehr interessiert uns hier am Weserstrom der römische Feldherr Drusus. Dieser ließ einen Kanal vom Zuydersee bis zum Niederrhein graben, um auf Schiffen schneller nach Germanien zu kommen. Nachdem er die Friesen besiegt und unterworfen hatte, drang er bis zur Weser vor. Hier wohnten die Stämme der Cherusker und Katten. Die Cherusker waren die Vorfahren der Hannoveraner, die Katten die der Hessen. Wo Drusus erobernd vordrang, legte er Kastelle an, wohl an die fünfzig, wie die Geschichte erzählt. Die Saalburg im Taunus ist noch eine dieser römischen Befestigungen. Nicht weit von hier stand das berühmte Kastell Aliso an der Lippe, aber den genauen Standort hat man noch nicht wiedergefunden.

Drusus gelang es als einzigem römischem Heerführer, bis zur Elbe vorzudringen. Als er — es war im Jahre 9 vor Christi Geburt — auch den Elbstrom überschreiten wollte, trat ihm ein Weib von übermenschlicher Größe entgegen,

das ihm drohend zurief: ‚Wohin strebst du, Unersättlicher? Es ist dir nicht bestimmt, all diese Länder zu sehen. Kehre um, denn nahe ist das Ende deiner Taten und deines Lebens!‘ Drusus erschrak und kehrte um. Die weise germanische Frau hatte wahrgesprochen. Auf dem Rückzuge stürzte der Feldherr vom Pferde und starb.

Nun übernahm der ältere Bruder, Tiberius, der, wie ich schon erzählte, die Donauländer eroberte, den Oberbefehl. Es war ein geschickter Mann, und er kannte das alte deutsche Erbübel, die Uneinigkeit. Er hetzte die einzelnen deutschen Stämme gegeneinander, und konnte so ohne viel Waffengewalt germanisches Land zwischen Rhein und Elbe unter römische Oberherrschaft bringen. Als Jesus Christus geboren wurde, konnte er stolz an Kaiser Augustus berichten, daß das Land bis zur Elbe römisch sei. Das dauerte bis zum Jahre 9 nach Christi Geburt. In diesen langen Jahren der Schmach hauste als römischer Fronvogt der habgierige Feldherr Quinctilius Varus in Germanien.“

Gespannt hatte Uwe den Erzählungen des Vaters gelauscht. Jetzt unterbrach er ihn freudestrahlend:

„Ja, den kenne ich! Den hat Hermann, der Cheruskerfürst, im Teutoburger Walde geschlagen.“

„Stimmt, mein Sohn. Die alten Germanen, ein harmloses Naturvolk, wurden von diesem Römer arg bedrückt. Die armen Bauern mußten viel Geld und Vieh abliefern. Sie sollten römisch werden und lateinisch lernen. Wer sich auflehnte, wurde mit Ruten gezüchtigt oder gar hingerichtet. Da zogen die römischen Schreiber, Geldwechsler, Zolleinnehmer und wer weiß was noch für Blutsauger in die germanischen Dörfer und beuteten die unerfahrenen Bauern aus. Leider wurde Varus auch von verräterischen germanischen Fürsten unterstützt. So erzählt die Geschichte von

einem Cheruskerhäuptling Segestes, der eine schöne Tochter namens Thusnelda hatte, der —"

„Die hat später Hermann geheiratet, nicht wahr, Vater?" unterbrach Uwe die Erzählung.

Der Vater lächelte. „Gewiß, so ist es. Doch unterbrich mich nicht, ich hätte es dir ohnedies erzählt. Also dieser Segestes hielt es mit den Römern und lebte im Lager des Feldherrn Quinctilius Varus. Doch ich sehe es deinen Augen an, daß du von mir etwas über den Cheruskerfürsten Hermann oder Arminius, wie man ihn damals nannte, hören möchtest. Ich muß ihn auch jetzt in meine Geschichte einflechten. Hermann war der Sohn des Cheruskerhäuptlings Segimer. Er war, als Jesus Christus geboren wurde, sechzehn Jahre alt. Der Vater wollte seinen Söhnen Armin und Flavius eine gute Erziehung angedeihen lassen. Was war zur damaligen Zeit vornehmer als Rom? Hier war der Kriegsdienst glänzend ausgebildet, hier herrschten die feinen Künste, hier feierte man bunte Spiele und farbenprächtige Feste. Segimer schickte deshalb seine Söhne nach Rom, wo sie römische Krieger wurden. Hermann zeigte schon in römischen Diensten große Gaben, lernte schnell die Sprache der Römer, ihre Kriegs- und Staatskunst. Er errang das römische Bürgerrecht und die Ritterwürde. Ein römischer Schriftsteller namens Vellejus, der Hermann persönlich kannte, hat uns diesen großen Germanen beschrieben. Und es ist wohl nützlich für unsere Jungen, die einen Alexander den Großen, einen Hannibal und Cäsar kennen, daß sie auch wissen, wer Hermann der Cherusker war. Dieser Römer Vellejus, der auch mit in Germanien war, sagte: ‚Hermann ist ein Held von edler Herkunft, mit tapferem Arm, rascher Auffassung und einer bei Barbaren' — ja, für die Römer waren die Germanen eben Barbaren — ‚ungewöhnlichen Entschlossen-

heit. Dieser Cherusker ist ein Mann, dem das Feuer der Seele aus Antlitz und Augen leuchtet.'"

„Ja, Vater, jetzt kann ich mir Hermann richtig vorstellen!"

„Daß Hermann kein Römer werden oder bleiben konnte, ist wohl klar. Nicht so war es bei seinem Bruder Flavius, dem Rom und seine Sitten zu gut gefielen. Er blieb in römischen Diensten. Im Jahre 8 nach Christi Geburt kehrte Hermann nach Germanien zurück und sah, wie der römische Feldherr Varus die römische Knechtschaft aufrichtete und das Land zwischen Rhein und Weser in eine römische Provinz verwandelte. Er beschloß, sein Vaterland von der Fremdherrschaft zu befreien. Das war natürlich nicht so einfach. Ich erzählte schon, daß die Römer viele Befestigungen angelegt hatten. Sie hatten auch gute Straßen gebaut. Sie in offener Feldschlacht anzugreifen, wäre töricht gewesen, das wußte Hermann, der die römische Kriegskunst erlernt hatte und auch den Wert der germanischen Krieger kannte, die trotz ihrer Tapferkeit doch von Dingen nichts verstanden, die man eben Schlachtenführung nannte. Hier half also nur eine List.

Hermann schloß die Stämme der Cherusker an der Weser, die Brukterer an der Ems, die Katten im Hessischen, die Marser an der Lippe und andere Stämme zu einem Bund zusammen, der das fremde Joch abschütteln sollte. Es war im Sommer des Jahres 9 nach Christi Geburt, als Varus mit etwa fünfundzwanzigtausend Mann an der Weser stand. Hermann verstand es, Varus durch Versprechungen und Freundschaftsbeteuerungen in Sicherheit zu wiegen. Ja, die Führer der Stämme hielten sich meist harmlos im römischen Heerlager auf. Handelt es sich ums Vaterland, sind eben solche Mittel erlaubt. Freilich sagte Segestes dem Varus, er möge sich vor dem Cheruskerfürsten hüten. Doch

der Römer blieb sorglos. Da mußte sich auf Befehl Hermanns ein Stamm der Brukterer an der Ems empören. Hermann rechnete darauf, daß Varus nun mit einem Heer zur Ems ziehen würde, um den Stamm zu bestrafen."

„Aber, Vater, die Ems liegt doch weit oben im Norden."

„Ja, da müssen wir wohl an Hand der Karte die Dinge verfolgen. Hol doch die Wanderkarte aus dem Rucksack, Uwe."

„Hier, Vater! Dort liegt Hameln, das ist wohl der Bückeberg, nicht wahr?"

„Der Bückeberg interessiert uns noch nicht. Zunächst wollen wir mal Varus' Legionen suchen. Hier liegt Minden und die Porta Westfalica. Da stand das römische Heer. Hier weiter südlich liegt Gütersloh, noch etwas südlicher Wiedenbrück — schau, da ist auch die Ems, die dort noch ein Flüßchen ist. Hier also empörte sich der Germanenstamm. Wollte nun Varus an die Ems gelangen, so mußte er durch den Teutoburger Wald, der, wie du siehst, in großer Breite dazwischenliegt.

Also, Varus bricht mit seinem Heer nach Südwesten auf und muß durch den Teutoburger Wald. Auf viel schnelleren Wegen, die nur die Germanen kannten, folgte Hermann den Römern. Diese fanden im Teutoburger Walde ein sehr schweres Vorwärtskommen. Verhaue von Baumstämmen, tiefe Schluchten, Sümpfe, Moräste und undurchdringliches Gehölz hemmten den Weitermarsch. Hermann griff nun die Römer zuerst im Rücken an, dann zog er sich wieder in das Dickicht zurück. Varus glaubte noch nicht an einen Überfall, sondern dachte, es sei nur der Übermut einzelner. Als der Tag zur Neige ging, verschanzten sich die Römer und verbrannten alles überflüssige Gepäck. Dadurch ging der Vormarsch anderntags etwas leichter, aber immer noch

wurden sie von den Germanen umschwärmt und vereinzelt angegriffen. Da kamen die Römer in ein sumpfiges Tal. Jetzt wurde es in jedem Busch lebendig, aus allen Schluchten brachen die Germanen hervor. Der Himmel war mit den Deutschen, denn in Strömen floß der Regen. Am dritten Tage bemerkte Varus mit Entsetzen, daß die römischen Legionen schon arg zusammengeschmolzen waren. Er ließ die Reihen dichter schließen, und kam nun in ein offenes Tal. Hier ereilte den Feldherrn der Römer das Geschick. Überall war er von Germanen umstellt. Die ganze Macht der Eidgenossen war hier vereint, und deutsche Hiebe hagelten auf die Fremdlinge. Nur wenige entkamen, Varus stürzte sich vor Verzweiflung in sein Schwert. Das war die Schlacht im Teutoburger Walde."

„Ach, Vater, so habe ich sie noch nie gehört. Aber was geschah nun weiter?"

„In Rom war man nicht wenig erschrocken. Du weißt wohl noch, was der Kaiser Augustus ausrief?"

„Jawohl. Er schrie: ‚Varus, Varus, gib mir meine Legionen wieder!'"

„Dieser Schrecken war nicht ohne Grund, denn man hatte in Rom große Angst vor den blonden ‚Barbaren'. Hundert Jahre vorher hatten die germanischen Stämme der Kimbern und Teutonen Italien heimgesucht, und gezeigt, was germanische Tapferkeit vermag. Die Römer glaubten nun, Hermann würde nach gewonnener Schlacht mit seinen Stämmen nach Rom ziehen."

„Tat er denn das nicht?" Uwes Stirn umwölkte sich.

„Nein. Der Cherusker war kein Eroberer. Er wollte nur die Freiheit seines Vaterlandes. Er trieb die Römer nach der Schlacht im Teutoburger Walde aus ihren Befestigungen

und machte die deutsche Erde bis zum Rhein frei von der Fremdherrschaft."

„Haben denn die Römer keine Rache genommen, Vater?"

„Der Kaiser Augustus, der inzwischen alt geworden war, tat nichts, er hatte genug von den Germanen. Als aber Augustus starb, und Tiberius, der schon erwähnte Stiefsohn Augustus', Kaiser wurde, kam es wieder zum Kriege in Germanien."

„Und das erzählst du mir auch, Vater!"

„Nein, mein Sohn. Diese Zeit wollen wir erleben, und zwar dort oben auf dem Bückeberg, der Stätte des großen Geschehens. Auf, nimm deinen Rucksack, wir marschieren jetzt zu dem berühmten Berg, und drehen das Rad der Weltgeschichte zurück. Die alten Eichen werden uns erzählen."

*

Man zählte das Jahr 15 nach Christi Geburt.

Wotans wildes Heer brauste über die Gipfel der Eichen und Buchen im Germanenwald. Eine dichte Schneedecke verweigerte dem Wisent und dem Ur die Nahrung. Bär und Wolf schlichen sich in die Nähe der menschlichen Wohnungen, um nach Nahrung auszuspähen. Der Sturmwind, der in den kahlen Wipfeln braust, ist Wotans Jagdzug. Der Göttervater verließ mit den Einheriern, den im Kampfe Gefallenen, Walhall, und zog mit Schwert und Speer auf Wolkenpferden gegen die Winterriesen.

Es war heilige Zeit: die Tage der Wintersonnenwende. Jul, das Sonnenrad, stieg wieder aufwärts. Freyer, der Sonnengott, bestieg den goldborstigen Eber, mit dem er in Sturmesschnelle durch die Welten fahren konnte.

Unweit der Weser, von dichtem Laubwald umgeben, lag in einem Talkessel ein Cheruskerdorf. Ein hoher Wall, mit

Bäumen bepflanzt, umschloß es. Schilf- und moosbedeckte Hütten umlagerten im weiten Umkreise einen großen Herrenhof, der mit hohem spitzem Pfahlwerk eingezäunt war. Außerdem schloß noch ein Wassergraben den Hof ab. Weithin sah man neben dem Wohnhaus mit den gekreuzten Pferdeköpfen am Giebel die hohe Halle des Häuptlings, aus starken Eichenbalken gefügt. Viele Holzsäulen, mit reichem Schnitzwerk und Schilden geschmückt, trugen das mächtige Dach. An den Wänden ringsumher lief eine Erhöhung, wo die Ältesten und Führer saßen, wenn wichtige Beratungen gepflogen wurden oder bei festlichen Gelagen die Metkrüge kreisten.

Heute am Julfest war die Halle mit Fichten- und Kieferngrün festlich geschmückt. Ein üppiges Mahl krönte das Fest. Hierzu hatten Jagdzüge in den umliegenden Wäldern reiche Beute geliefert. Sie lag im Schnee und harrte der Zubereitung. Am Julfest, dem höchsten Fest der Germanen, zeigte sich der Hausherr gebefreudig und spendete, was Küche und Keller bargen. Die Frauen rüsteten das Fest. Die Vorräte wurden geprüft. Da fehlte nichts, was den Gaumen zu erfreuen vermochte. Wurst, Schinken, Braten von allerlei Wild und Haustieren sollten die Tafel zieren. Man schätzte das Fleisch des Wisents und des Auerochsen nicht minder als das des Pferdes. Pferd und Stier waren dem Sonnengott geheiligt, ihr Fleisch zu essen, war besonderer Vorzug. Aber das Hauptmahl des Julfestes war doch das Fleisch des wilden Ebers, der auch unter der Jagdbeute war; an einem Stück gebraten, wurde er auch ganz auf die Tafel gebracht. Es wurden auch die Fässer und Krüge nachgesehen, die den würzigen Met enthielten, der das Herz der Männer in dieser heiligen Nacht erfreuen sollte.

Auf erhöhtem Sitz in der durch Fackeln erleuchteten Halle sitzt Hermann, der Fürst der Cherusker. Er hat zum Julfest vornehmen Besuch geladen. Sein scharfes Auge überblickt die Reihen an den Bänken, wo heute nicht nur Cherusker sitzen, sondern friedlich die Genossen anderer Stämme von der Oberweser, der Lippe und Ems. Neben ihm sitzen die Schlachtgenossen vom Teutoburger Wald: Wulfhart, der Führer der Brukterer, Diethelm, der Marser Häuptling, Athaulf, der Herzog der Katten, und der mit dem langen wallenden Bart ist Inguiomer, der Oheim Hermanns.

Etwas abseits, an eine Säule gelehnt, die ein mächtiger Römerschild schmückt, sehen wir den hochgewachsenen Sänger Utram mit einem jungen Katten im Gespräch.

„Sahst du, Utram, heute die schöne Priesterin im Wagen mit Freyers Bild durch das Dorf fahren? Du nickst. Weißt du, woher sie kam?"

„Helgi, ein Skalde weiß viel, weil er viel herumkommt. Er kennt auch Diethelms, des Marserherzogs Tochter Heidegard. Sie ist so schön, daß sie sich selbst mit Thusneldens Liebreiz vergleichen könnte."

„Sprich heute nicht den Namen Thusnelda aus, Utram", beschwor der junge Katte den Sänger. „Des Fürsten Hermann Stirn ist umwölkt und will zu den Freuden des Julfestes nicht passen."

„Ja, viel Leid ist uns widerfahren in all den Jahren, und der Sieg der großen Schlacht im Teutoburger Walde ist verblaßt. Aber nicht nur dem Sonnengott zu Ehren sitzen die Häuptlinge der Stämme heute unter Hermanns Dach. Diethelms Land wurde von den Römern verwüstet, als die Marser den Göttern opferten. Dein Land, Helgi, überfiel Cäsar Germanicus im vergangenen Sommer und zerstörte euren Sitz Mattium. Auch Hermann konnte den verräte-

rischen Segestes nicht bestrafen und seine Gemahlin nicht befreien. Du weißt, Germanicus kam ihm, dem Verräter, zu Hilfe und nahm Thusnelda gefangen. Segestes glaubt, ihm und seiner Tochter würden wohl die größten Ehrungen in Rom zuteil. Hermann kennt die Römer besser als sein schurkischer Schwiegervater. Der Cheruskerfürst und die Führer der anderen Stämme wissen auch, daß der Frühling die Schwertreise und damit neue Kämpfe bringt. Doch verzeih, Helgi. Mir winkt der Fürst, da darf ich nicht verziehen. Wir sehen uns wohl noch in der Nacht."

Des Fürsten Hermann tiefe Stimme sprach zu dem Sänger:

„Das Julfest ist ein Freudenfest, Utram, doch fehlt heute die Freude auf den Gesichtern meiner Gäste. Der Met verscheucht die Sorgen nicht, und römischer oder gallischer Wein kommt in meiner Halle nicht auf die Tafel. Nun mußt du, Skalde, durch deiner Harfe Spiel und deines Mundes Klang die Augen heller machen. Du kennst die Zeit, Utram! Auch beim fröhlichen Schmaus liegt bei uns das Schwert in Reichweite. Und wenn die Göttin Ostara uns Blumen streut, so sollen die Blumen nicht eher welken, bis sie Römerblut rot gefärbt hat. Begeistere die Herzen der Germanen durch deinen Gesang."

Und Utram sang.

Er sang von Wotans wildem Heer. Von den tapferen Helden, die jauchzend auf schnaubenden Rossen durch die Luft jagten. Er sang, daß Seligkeit erst im Siege, Glück erst beim Tode im Ritt nach Walhall liege. Der Tod auf dem Strohbett führe nicht zu den Wonnen Walhalls. Nur der im Kampfe gefallene Held werde von den weißen Walküren zu Walhall vor des Göttervaters Thron geführt. Dort in der Götter goldenen Hallen seien die reichen Tafelfreuden und nie versiegenden Trinkhörner. Dort seien die reichen Jagd-

gründe und köstlichen Kampfspiele. Dort finde man die Treuen, die für die heilige Heimaterde und des Hauses Herd gefallen sind, wieder. Sie lebten in Walhall und in des Sängers Lied ewiglich fort.

Nach einer kleinen Pause sang Utram von der Falschheit der Römer, von List und Verrat, von Sittenverderbnis im gleißenden Rom. Er sang davon, wie die Römer mit Beil und Rutenbündel die freien Germanen zu Sklaven machen wollten, wie sie die deutschen Frauen und Mädchen nach Rom schleppten und ihnen das Blondhaar abschnitten, damit die schwarzen Römerinnen es als Kopfputz verwenden konnten.

Jäh unterbrach der Cheruskerfürst den Sänger. Er erhob sich und sprach:

„Eidgenossen! Wer Rom kennt, der wünscht es sich nicht. Und wenn unsere Lande römisch würden, wäre es bald mit der germanischen Zucht und Sitte dahin. Einst hatten auch die Römer Tugenden, und Lieder besingen noch heute manches edlen Römers ritterlichen Sinn. Aber das ist längst vorbei. Ritterliche Tapferkeit, Götterglaube, Freiheitssinn, Liebe zum Vaterland kennt der Römer kaum mehr. Sein Tun beherrscht die Habsucht, die Leichtfertigkeit. Selbstsucht, Kriecherei, Verweichlichung und übertriebene Üppigkeit fressen am Mark der Römer wie Gift. Weil im Innern des Landes alles faul ist, müssen die Römer auf Eroberung ausgehen und andere Völker unterdrücken. Ich war in Rom. Ich habe dort nicht nur den Glanz der Besitzenden geschaut, ich kenne auch das Elend der vielen Besitzlosen, die durch Bettelpfennige das Leben fristen und vor den Schwellen der Häuser der Reichen herumlungern. Aus goldenen Schüsseln prassen die Reichen, dem in Lumpen gehüllten Volke fehlt das Brot. Selbst Augustus, der ein weiser Herrscher war,

konnte diese Zustände nicht meistern. Kaiser Tiberius wird es noch weniger können. Wollen wir freie Germanen Sklaven dieses entarteten Volkes werden? Schon sieht man diese Zustände nicht weit von hier am Rhein. Die Völlerei der Truppen veranlaßt Germanicus, wieder in unser Land einzufallen und unsere Dörfer zu verwüsten. Unsere heiligen Haine werden zerstört, und unsere Frauen und Töchter werden nach Rom in die Sklaverei geschleppt.

Germanicus hat im verwichenen Sommer, als er in unser Land einbrach, die bleichen Gebeine der Römer im Teutoburger Walde gesehen und blutige Rache geschworen. Zwar zog er sich nach blutigen Gefechten an den Rhein zurück, doch ehe die ersten Schwalben kommen, wird er wieder aufbrechen und in das Land der Väter einfallen. Wotan, der Speergott, sieht zürnend, wie wir es dulden, daß die heiligen Eichen durch Römerhand fallen. Sollen die Götter uns und unserem Lande gnädig sein, müssen wir Sorge tragen, daß der Römer nicht ungestraft Beil und Rutenbündel durch unsere Haine tragen darf. Unser Erbübel ist die Zwietracht. Solange Germanien besteht, haben sich die Stämme untereinander befehdet und bekriegt. Bruderblut ist geflossen um ein armselig Stück Weideland oder ein Dutzend Schafe. Nur dadurch konnte es den Welschen gelingen, in unser Land einzudringen. Die Legionen werden leicht mit einem Stamm fertig, aber ein Bund geeinter germanischer Stämme würde Rom erbeben machen. Sie fürchten uns, denn das Kriegsgeheul der Kimbern und Teutonen klingt noch schrecklich in ihren Ohren. Aber die Römer wissen auch um unsere Fehler. Sie wissen geschickt mit glatten Zungen unsere Zwietracht zu schüren, und der einfache Bauer glaubt, was so eine Natter zischt, das Gift merkt er zu spät. Habe ich doch in der eigenen Sippe Verräter am Volk sitzen, weil ihnen das

römische Lasterleben besser gefällt als unsere germanische Einfachheit. Mein Bruder Flavius und Thusneldens Vater sind Römlinge, sie haben sich von römischer Verderbtheit umstricken lassen, ihnen ist deutsches Land nichts anderes als Barbarei, weil sie es so von den Römern gelernt haben.

Wo ist Barbarei? Dort, wo sich die Gladiatoren gegenseitig hinschlachten, wo Menschen und Tiere sich zerfleischen, dort in den römischen Amphitheatern ist blutrünstige Barbarei. Bei unseren Schwertspielen fließt kein Blut, bei unseren Königsprüngen über das Pferd bricht keiner den Hals. Wir wollen bei unseren Spielen und Schaustellungen kein Blut sehen, wie das römische Volk, sondern wir stählen den Körper zum Kampf für unsere freie germanische Erde. Fort darum mit dem lügnerischen Wort Barbarei, das wir nicht kennen, das die Römer nur schufen, um uns unsere Landsleute abtrünnig zu machen. Unsere Männer und Frauen, die man nach Rom verschleppt hat, werden es kennenlernen, wo Barbarei ist. Bei uns ist die niedrigste Magd freier als in Rom der Leibsklave des Kaisers, den ein Stirnrunzeln des Herrschers töten kann.

Eidgenossen! Die Gefahr ist groß, und wir würden uns an unseren heiligsten Gütern versündigen, wenn wir jetzt gegenseitigen Hader austragen würden. Die abtrünnigen Stämme am Rhein und an der Donau haben wenig Lohn für ihre Römerfreundlichkeit erhalten. Uns würde es nicht besser ergehen. Heute ist Wintersonnenwende — Julfest. Bei diesem höchsten aller Feste pflegen wir feierliche Gelübde abzulegen, die zu halten wir auf Leben und Tod gebunden sind. Schwören wir heute, wenn der Eber auf der Tafel steht, nichts Törichtes, wie es oft jugendlicher Übermut und Metlaune eingeben. Dazu ist die Zeit zu schwer. Schwören wir, daß wir einig zusammenstehen wollen gegen der Römer

Habgier und Gewalt. Schwören wir, daß bis zur nächsten Sonnenwende kein Römeradler mehr in deutschen Hainen horstet. Wir wollen freie Germanen bleiben, und dieser Wille werde durch den heutigen Schwur zur Tat!"

Brausende Heilrufe durchdröhnten den Saal, die erst verklangen, als die jungen Krieger zum Schwerttanz antraten. Pfeifer begleiteten den Zug, den Helgi, der junge Katte und Sohn des Herzogs, in rotem Gewande anführte. Die anderen, zwölf an der Zahl, trugen weiße Gewänder mit bunten Gürteln. Das kurze blanke Schwert, Sax genannt, hielten sie in der Hand. Vor den Plätzen der Führer beugten sie die Knie und senkten die Schwerter. Nach dem Klang der Pfeifen begann nun der Tanz. Verschlungene Figuren wechselten mit Reigen, wobei die blitzenden Schwerter gegeneinanderklirrten und der Schwertkönig die schwierigsten Kampfübungen ausführte. Dann vereinigten sich die flach und waagrecht gehaltenen Schwerter plötzlich zu einem blinkenden Schild, auf den Helgi gehoben wurde. Hoch schwebte der Schwertschild über den Köpfen der Jünglinge, und der Schwertkönig grüßte mit gesenkter Waffe die Fürsten. Dann glitt der Schild zu Boden, schnell lösten sich die Klingen, und aufs neue, doch in tollerem Wirbel begann der klirrende Reigen, daß die Funken sprühten. Schließlich ordnete sich die kleine Schar zum Zuge und ging unter Gesang des Schwertliedes zur Tür hinaus, vom lebhaften Beifall der Zuschauer verfolgt.

Der Lärm an Hermanns langen Bänken* wurde lebhafter, je näher die Nacht herbeirückte. Der Met und das braune Bier der Germanen taten ihr übriges, um die Festfreude zu erhöhen.

---

* Schenktische

Da unterbrachen plötzlich drei harte Schwertschläge, die Fürst Hermann auf die Tafel tat, den lärmenden Jubel. Langsam legte sich das Getöse, und es wurde ganz still. Die ganze Versammlung der Germanen erhob sich und stand mit gebeugtem Haupte in feierlicher Erwartung. Dieser Augenblick, der Höhepunkt des Julfestes, gehörte ganz dem Sonnengotte Freyer. Sechs kräftige Männer trugen auf schwerer Holzplatte einen ganzen gebratenen Eber herein, der auf die Mitte der Tafel gesetzt wurde. Es war Freyers Eber, der Sühn-Eber.

Hinter dem Eber stand Utram, der Sänger, mit dem kostbaren Bragibecher. Bragi war Wotans Sohn, der die Skalden die Gesangskunst gelehrt. Es begann die feierliche Schwurhandlung in der Sonnwendnacht, wo man beim Schwur den Blick nach oben wenden mußte, da der Sonnengott vom Himmel in die Halle blickte. Im feierlichen Gang traten die Männer an den Eber heran. Zuerst Hermann, der Führer der Cherusker. Er legte die rechte Hand auf den Eberkopf, die linke auf den Rücken des Tieres und blickte nach oben.

„Gott des Sonnenlichts, ich schwöre in dieser heiligen Nacht, alles daranzusetzen, die Heimaterde, die heiligen Haine vom Römerjoch zu befreien, und sollte ich es mit dem Leben bezahlen!"

Feierlich hallten Hermanns Worte durch die Stille der Halle.

Utram, der Skalde, reichte dem Cheruskerfürsten den Becher zum Trunk. „Gelobe dem Bragibecher, was du gesagt."

Hermann nahm den schweren Silberbecher und trank den Met. Er setzte ab und sagte laut: „Ich gelobe es."

Der Schwur beim Bragibecher war ein heiliger Eid, den keiner ungestraft brechen durfte.

Athaulf, der Katten Herzog, trat an den Eber:

„Ich schwöre das gleiche und treue Gefolgschaft unserem Heerführer Hermann." Und er bekräftigte es durch den Trunk aus dem Becher des Bragi.

Die hohe Gestalt Inguiomers, des Oheims von Hermann und alten Reiterführers im Cheruskerheere, hatte schon ein vom Essen und Trinken gerötetes Gesicht, als er fröhlich an den Eber herantrat.

„Meine Rosse, das schwöre ich, sollen die Römer wie ein Kornfeld zertreten!"

Hermann hob warnend die Hand. „Inguiomer, teurer Oheim, du hast trotz deiner sechzig Jahre immer noch das feurige Blut eines Jünglings in den Adern. Denke an das Römerlager Cäcinas, des Legaten von Germanicus, wo du manchen Reiter und manches Roß lassen mußtest. Allzuheiß ist auch nicht gut!"

„Und allzu zaghaft auch nicht, Hermann. Auf treue Waffenbrüderschaft! Treuhand allen Freunden in der Halle!"

Dem wackeren alten Reitersmann konnte niemand gram sein. Durch seine stürmischen Angriffe hatte er manche Pläne Hermanns vernichtet, und er hatte auch die Hauptschuld an den Schlappen, die die Germanen im letzten Sommer erlitten hatten. Aber er war auch ein herrlicher Held, zu dem die Jugend begeistert aufblickte.

Nun traten Wulfhart, der Häuptling der Brukterer an der Ems, und Diethelm, der Marserfürst, an den Eber und schwuren Treuhand und Waffenbrüderschaft.

Dann stand Utram, der Sänger, am Sühn-Eber.

„Freyer, der du die Winterriesen vertreibst, hilf uns, die Römer über den Rhein zu jagen. Ich schwöre, die Leier zu zerschlagen und zum Schwerte zu greifen, wenn Hermann

auszieht, um den Feind zu suchen. Der Harfe Klang ertöne erst wieder, wenn Germaniens Boden frei ist von den römischen Legionen."

Schwertschwur, Treuhand dem Führer und Bluthand den Römerhorden gelobten die Mannen insgesamt in Hermanns Halle.

In jugendlichem Feuer gelobte Helgi, Athaulfs Sohn, folgendes:

„Auf dem Schlachtfeld erkämpfe ich mir durch eine Heldentat Heidegard, Diethelms Tochter!"

Utram reichte ihm lächelnd den Bragibecher.

„An der Heldentat zweifle ich nicht, Helgi; doch was sagst du, wenn Heidegard keinen Katten mag?"

„Sie wird schon mögen, Utram. Was ich gesagt, gelobe ich!" Und in einem Zuge leerte der junge Held den Becher.

Utram sah mit Stolz auf ihn und sagte: „Gebe uns Wotan lauter solche Männer und dem Hermann Zius Schwert, dann sind die Römer bald aus deutschen Auen verschwunden."

„Was ist mit Zius Schwert, Utram?" Helgi forschte wißbegierig.

Der Kattenfürst, Helgis Vater, hatte die letzten Worte gehört und begehrte gleichfalls Antwort.

„Von des Kriegsgotts blitzendem Schwert habe ich mancherlei raunen hören, Sänger. Weißt du mehr davon?"

Der Gefragte erwiderte: „Ich will es zu Nutz und Frommen der Gäste gern verkünden."

Athaulf flüsterte Hermann etwas zu, und dieser gebot mit lautem Schwertschlag Ruhe für den Sänger.

Utram begann:

„Ihr wißt, Ziu ist unser Schwert- und Schlachtengott. Er reitet neben Wotan uns in der Schlacht voran. Ziu bedeutet Glanz und Ruhm. Er ist der leuchtende Himmel. Und ihr

Jungen prägt es euch ein. Wenn dieser morgens im goldenen Glanze strahlt, dann hat Ziu seine feurigen Rosse eingespannt und fährt in seinem Wagen hinauf, das blitzende Schwert in der Hand, die Menschen zur Arbeit oder zum Kampf in der Feldschlacht zu wecken. Wohl ist Wotan der Herr der Schlachten, der seinen nie fehlenden Speer Gungnir über die Heere wirft, damit das Zeichen zum Kampfbeginn gebend, aber sein Zweck ist nur der Kampf an sich, daß ihm die Walküren die gefallenen Helden zu den lichten Höhen Walhalls führen, damit er stark ist, wenn einst der letzte Kampf mit den Mächten der Finsternis beginnt. Anders Ziu. Er ist der Schlachtengott, der den Kampf lenkt, der den Sieg verheißt. Ihn rufen wir an, wenn wir in die Schlacht ziehen. Unser Schlachtruf, der die Römer schreckt, ist: ‚Ziu! Ziu!' Und Zius Schwert ist sein Zeichen, wie Wotans Zeichen sein Speer und Donars der Hammer Miölnir. Zius Schwert wurde einst von fachkundigen Schmieden verfertigt. Kein Schwert der Welt ist mit ihm zu vergleichen. Doch Ziu besitzt es nicht mehr. Es ist ihm entwendet worden."

Ein Schrei ging durch die Halle. „Wer hat Zius Schwert? Wer hat es ihm entwendet?"

Utram senkte die Stimme und sagte traurig: „Wer das Schwert dem Gott entwendet, weiß niemand. Waren es die Zauberzwerge? Waren es die Riesen, die den Göttern feindlich gesinnt sind? Wer weiß es! Ich künde nur, was ich von dem Schicksal des Schwertes weiß. Hört die Kunde: Zu dem römischen Statthalter Vergilius, der in einem Kastell wohnt, wo der Main sich mit dem Rhein verbindet, und das die Römer Mogontiacum* nennen, kam eines Tages ein Fremdling. Er war ein hochgewachsener Mann mit leuchtenden Augen und hoheitsvollen Zügen. Es mußte ein

* Das heutige Mainz

Götterwesen sein, denn überraschend, von den Wachen unbemerkt, stand er urplötzlich in des Römers Zelt. Dieser Fremde sprach zu Vergilius:

‚Vergilius, dich habe ich ausersehen, um fortan dieses Schwert zu führen, denn ich habe dich als einen Mann ohne Tadel und von zäher Tapferkeit erfunden. Nimm dieses Schwert aus meiner Hand! Wenn du es schwingst, werden dir nicht nur die Römer, sondern vor allen Dingen die Germanen in deinen Legionen folgen, wohin du sie immer führen magst, und der Sieg wird sich unfehlbar an deine Fersen heften.‘

Mit diesen Worten zog der Fremde aus einer unscheinbaren schlichten Scheide ein Schwert mit so blitzendem Stahl, daß der Feldherr erschreckt zurückfuhr. Auf dem glänzenden Stahl waren geheimnisvolle Runen eingeritzt, die der Römer voller Scheu betrachtete. Als Vergilius zögernd das Schwert ergriffen hatte, rief der Fremde: ‚Heil dir, Vergil, nun unüberwindlicher Feldherr, bald Cäsar, bald Augustus und Imperator in Rom!‘ Dann war der geheimnisvolle Fremdling plötzlich wie vom Erdboden verschwunden. Der Feldherr sah ihn nicht gehen, auch die um das Zelt aufgestellten Wachen sahen ihn nicht. War es ein verzauberter Elf? War es ein Götterbote? Wer weiß es!

Vergilius betrachtete lange das blitzende Schwert und versuchte vergeblich die Runen zu entziffern. Er rief einen Häuptling der Vindeliker, die an der Donau wohnen, zu sich, und als dieser das Schwert erblickte und die Runen sah, rief er entsetzt und verwundert zugleich: ‚Das ist Zius Schwert!‘ Er beugte sein Knie vor dem Römer und gelobte ihm treue Gefolgschaft.“

Als der Sänger schwieg, rief Helgi voll Zorn: „Fluch über den Vindeliker, der sich dem Römer beugte!“

Ruhig beschloß Utram seinen Bericht: „Und das Schwert bewährte sich in Vergilius' Hand. Wo er auch in Gallien seine Legionen ins Feld führte, immer heftete sich der Sieg an seine Adler."

„Man sollte ihm das Schwert, das Germanien gehört, entreißen!" rief Helgi mit gerötetem Gesicht.

An der Bank, wo der junge Katte saß, spottete man über ihn.

„Führst große Worte, Helgi, aber wo bleibt die Tat? Schwurest du nicht auf dem Sühn-Eber, eine große Heldentat zu vollbringen? Hier ist eine treffliche Gelegenheit!"

Und ein anderer setzte hinzu:

„Der Herzog der Marser wird dir seine holde Tochter nicht verweigern, wenn du aus dem römischen Kastell Zius Schwert herausholst. Wir können es wohl gebrauchen."

Helgi sprang auf. „Nicht verspotten lasse ich mich hier auf dem Julfest. Mein Schwur ist heilig! Utram, reiche mir noch einmal den Bragibecher, auf daß ich es bekräftige!"

Der Sänger hob warnend die Hand. „Du trankst zuviel des schweren Metes, Helgi. Ein Schwur ist leicht getan, doch schwer ist es, ihn auch zu halten."

Hermann trat unter das junge Volk und fragte, was es gebe.

Helgi rief: „Mein siegreicher Fürst, duldest du, daß des Schlachtgottes Schwert in Römerhänden ist?"

„Ich holte es mir lieber heute als morgen", sagte Hermann lächelnd.

„Helgi holt es dir, Fürst! Gib mir den Becher, Skalde! So!" Der junge Katte reckte sich hoch. „Nun hört: ich trinke, den Schwur erneuernd: ich hole dem Fürsten Hermann das Schwert Zius!"

Der Cheruskerfürst sah den Jüngling erstaunt an. „Viel wagst du, Helgi! Kaum kommst du lebend zurück aus dem Römerlager.“

Helgi entgegnete stolz: „Verliere ich das Leben, holt mich die Walmaid zu den Göttern. Vor Wotan werde ich bestehen!“

Hermann nickte. „Wenn man etwas erreichen will, muß man sich ganz einsetzen. Reise, Helgi! Einen Kettenpanzer nimm von mir als Angebinde. Es ist ratsam, wenn du dich römisch kleidest.“

Diethelm, der Marser, nahm sein Schwert von der Seite und gab es Helgi. „Dies Schwert ist zwar nicht gleichzusetzen mit Zius Schwert, doch haben es auch kunstfertige Alfen geschmiedet. Nimm es und führe es mit tapferer Hand!“

Vom Sitz der Frauen war die liebliche Heidegard an des Vaters Seite getreten und schlang ein blaues Band um des Schwertes Knauf.

„Ich vernahm deinen Schwur, Helgi. Bringe mir das Band siegreich zurück!“

„Nur siegreich, holde Jungfrau! Sonst reite ich in der Einherier Heer*!“ rief Helgi vor Freude errötend zurück.

Wulfhart, der Brukterier Oberhaupt, nahm seinen Eisenhut vom Kopfe und drückte ihn in Helgis blonde Lockenfülle.

„Nimm ihn, er ist ein kunstvoll Werk und wird dich vor Römerstreichen schützen.“

Kräftig schlug der Reiterführer Inguiomer Helgi auf die Schulter.

„Den Rotfuchs Suttnir, das beste Pferd meines Hauses, schenke ich dir, Helgi. Reite ins Land und mache unserer Sache Ehre!“

*

---

* Das Heer der toten germanischen Helden

Das Julfest war verrauscht. Am andern Tage schritt Helgi durch den winterlichen Wald zur heiligen Donareiche, um der Götter Segen für seine Schwertreise zu erbitten. Über Nacht war Neuschnee gefallen, der nur einige flüchtige Fuchsspuren aufwies. Lautlose Stille herrschte unter den Bäumen, deren kahle Wipfel sich nur leise regten. Wotans wildes Heer war vorübergezogen. Zwei Raben strichen durch die Äste, als Helgi den heiligen Hain betrat. Der Jüngling schaute den schwarzen Vögeln nach. Er dachte, ob es Wotans Raben seien, die der Göttervater ausschickte, um die Welt zu erkunden. Er schickte sie aus, wenn Großes bevorstand, und Großes war ja auch am Werk, das jetzt im Rate der Häuptlinge besprochen wurde. Er wollte ja nur ein kleines Stück dieses großen Werkes vollbringen, das der Befreiung Germaniens galt. So sah er den Rabenflug als glückhaftes Zeichen an und bat den Göttervater um Beistand.

Da stand urplötzlich, wie aus dem Erdboden gewachsen, ein überirdisch ausschauendes Weib vor ihm, groß, in grauem Gewande, schlicht, doch voll königlicher Haltung.

„Wer bist du?" fragte Helgi beklommen.

„Runholde nennen mich die Nornen, denen ich verwandt bin. Schicksalsfrau bin ich und Schicksale verkünde ich. Den Drusus warnte ich, den Hermann ermahnte ich."

„Was kündet mir die Schicksalsschwester?"

„Dein Schicksal hängt an des Landes Schicksal. Du bist nur ein Teil der Kraft, die nach oben drängt, um Licht und Freiheit zu erlangen, wie der Saft, der sich schon jetzt in den Bäumen regt, obwohl noch alles im Winterschlafe liegt."

„Wie wird das Schicksal dieses Landes sein?"

„Wo Großes gewollt wird, wird Großes vollbracht. Wo Zwietracht nicht wohnt, ist Ziu im Bund."

„Werde ich Zius Schwert erringen? Sage es mir, Runholde!" flehte der Jüngling.

Das graue Weib hob den Arm und sagte langsam:

„Nicht kommst du zur Zeit.
Doch sei dirs nicht leid.
Donars Hammer befreit."

Ehe noch Helgi den Sinn dieser rätselhaften Worte erfassen konnte, war die Schicksalsfrau verschwunden.

Wer war Runholde?

Helgi wußte aus dem Glauben seiner Väter, daß unter der Weltesche, dem Riesenbaum, der alle Welten zusammenhielt, die drei Schicksalsschwestern, die Nornen, saßen, die die Schicksalsfäden spannen und die Zukunft kündeten. Sie waren nicht nur voller Weisheit, sondern bestimmten auch den Lebensfaden der Menschen, den sie spannen. Sie spannen härene, seidene und goldene. War Runholde eine der Nornen oder eine andere Schicksalsschwester, die sich oft bei der Geburt eines Kindes einfinden und das Geschick ansagen? Dunkel war der Spruch. Sollte es ihm nicht oder zu spät gelingen, Zius Schwert dem Hermann in die Hand zu drücken zum Freiheitskampf gegen die römischen Unterdrücker? Doch sollte ihn des Donnergottes Hammer befreien. Das konnte doch nur im Sommer sein, wo Donars Blitzstrahl durch die Wolken fuhr. Und zum Frühjahr wollten doch die Stämme schon aufbrechen gegen das Römerheer. „Nicht kommst du zur Zeit." So hatte die graue Wahrsagerin gesprochen. Doch was sollte das Grübeln? Zurück zum Dorf und den Suttnir gezäumt! Noch heute wollte er nach Mogontiacum reiten, das am Rheine liegt, wo der Main in ihn mündet. Er wollte reiten unter der Götter Schutz und mit dem blauen Band der holden Heidegard am Schwertknauf.

Als Helgi seinen Rotfuchs bestieg, hatten sich schon die Häuptlinge von ihm verabschiedet, denn es galt Kriegsrat zu halten. Als Helgis Pferd dem Dorfausgang zustrebte, hörte man in der Halle Hermanns volltönende Stimme:

„Legat Aulus Cäcina ist ein erfahrener Kriegsmann, der sich viel Lorbeeren in Mösien* gegen die Pannonier erwarb. Ich habe seine Kriegskunst im vorigen Sommer kennengelernt. Er war es, der dem Germanicus riet, gegen Athaulfs Land zu ziehen, während Germanicus gegen mich zog. Gleichzeitig an verschiedenen Stellen zuschlagen, ist die Taktik Cäcinas, die wir uns merken müssen. Wohl zwangen wir ihn, sich an den Rhein zurückzuziehen — denk an die große Reiterschlacht, Inguiomer! —, aber der schlaue Fuchs hat uns doch manche Schlappe beigebracht. Darum hier ein ernstes Wort. Es geht nicht mehr an, daß jeder Stamm auf eigene Faust den Kampf führt. Es geht auch nicht an, den Kampf um des Kampfes willen zu führen. Das gilt dir besonders, Oheim Inguiomer. Wir dürfen nie das Endziel aus dem Auge verlieren. Es ist schön, das Leben auf der Walstatt auszuhauchen, aber wir haben nur ein Leben zu verschenken, darum ist es nicht nötig, es leichtfertig aufs Spiel zu setzen, mögen Walhalls Wonnen noch so schön sein. Solange wir auf dieser Erde stehen, haben wir irdische Geschäfte. Es gilt, der Väter Land zu befreien; dafür setzen wir unser Leben ein, werfen es aber nicht weg, um Walhalls Wonnen zu genießen. Unsere Schwerter sollen Römerschädel spalten, das können sie nicht, wenn ihre Besitzer auf weißen Wolkenpferden nach Walhall reiten. Wir kreuzen nicht unsere Schwerter mit den Römern um der Kampfesfreude willen, wir kämpfen um unsere Freiheit!

Als sich Legat Cäcina unweit des Rheines im festen Lager

---

* Land zwischen dem Balkan und der unteren Donau

verschanzte, riet ich, die Römer nicht anzugreifen. Wozu auch? In Sumpf und Morast erwischen wir sie leichter, wir haben das doch im Teutoburger Walde gesehen. Herr Wulfhart sagte einst, es sei mehr Ehre, den Römer in seinem Lager anzugreifen. Wir haben gesehen, wohin diese Meinung führt. Ihr habt gegen meinen Rat das Lager Cäcinas angegriffen. Besonders Inguiomers Reiter glaubten das Lager im Sturm nehmen zu können. Trotz aller Tapferkeit waren die Schildkröten* der Römer und die Treffsicherheit ihrer Speere dein Unglück, Oheim. Du schlugst meine Warnung in den Wind, die Folge war eine blutige Niederlage der Germanen.

Eidgenossen und Freunde! Es ist nicht Herrschsucht und Eitelkeit, wenn ich euer Führer sein will. Es braucht auch kein verletzter Stolz sich zu regen, wenn ich sage, in der Feldschlacht müssen unbedingt meine Anordnungen befolgt werden. Darin besteht eben der Erfolg der römischen Kriegskunst, daß nur einer befiehlt und alles ihm gehorcht. Man kann nicht immer so, wie man möchte. Man muß mit Geduld den Augenblick abwarten, der den sicheren Sieg bringt. Leider hat dieser Mangel an Geduld, vielleicht auch falscher Ehrgeiz, uns diesen Sieg immer dann entrissen, wenn er uns fast sicher war.

Cäcina wäre heute nicht mehr am Rhein, sondern er läge mit seinen Legionen in den Sümpfen und Mooren, wenn es nach meinen Absichten gegangen wäre. Aber die Brukterer und meines Oheims Reiter haben sich am römischen Lager blutige Köpfe geholt.

Das darf nicht wieder geschehen. Hört also, Eidgenossen, meinen Plan. Wenn der Schnee schmilzt, stoßen die Stämme

---

* Wenn die Römer ihre Schilde vereint über sich wie ein schützendes Dach hielten

zu mir auf dieser Seite der Weser. Im Süntelgebirge werden wir uns vereinen. Hier werden wir die Römer schlagen. Lassen wir sie nur über die Weser kommen, zurück kommt keiner! Doch nur mein Befehl darf auf dem Schlachtfeld gelten, genau so, wie bei den Römern auch nur des Feldherrns Befehl gilt. Kriegszucht allein gewährleistet den Schlachterfolg. Lernt aus den Mißerfolgen im vorigen Jahre, Freunde!"

„War es nicht auch der Verrat des Segestes, der an dem Unglück die Schuld trug, Held Hermann?" fragte Diethelm, der Fürst der Marser.

Hermanns Gesicht umwölkte sich.

„Wohl hatte ich, als ich Segestes' Burg belagerte, die Befreiung meiner Gemahlin im Auge, war also von meiner großen Aufgabe abgelenkt. Man kann das wohl verstehen, aber ich entschuldige mich nicht. Es war ein Fehler, Ehegatte und Feldherr zugleich zu sein. Wer sein Vaterland befreien will, wer dieser großen Sache dienen will, hat alle anderen Wünsche und Neigungen zurückzustellen.

Nun, das ist vorbei! Mein Ehegemahl Thusnelda ist in Römerhand, ist vielleicht schon mit ihrem schurkischen Vater auf dem Wege nach Rom. Mögen die Römer den Segestes dort ehren, froh wird er dieser Ehren nicht werden, denn daran klebt Germanenblut und Vaterlandsverrat. Ich aber, ungefesselt von allen Rücksichten des Herzens, will jetzt nur den klaren Verstand auf ein Ziel richten: die Römer zu vernichten!"

Die Führer der Brukterer, Katten und Marser sowie Inguiomer und andere Edle erhoben sich und riefen:

„Heil, Hermann! Sei unser Führer!"

*

Viele Tage und Nächte war Helgi, der junge kattische Held, durch die deutschen Wälder südwärts geritten, meist im Sattel schlafend. Trotz der weiten Schneegefilde, die Weg und Steg verdeckten, wußte er doch Bescheid. War es doch das Land der Katten, sein Heimatland, das er durchtrabte. Es war ein großes reiches Land, das bis an den Main stieß und vor dessen Grenze Drusus das Kastell Mogontiacum gebaut hatte, Helgis Ziel. Doch wohin ihn sein braver Rotfuchs auch führte, überall traf er auf die Spuren der mordbrennerischen Römer. Trümmerhaufen über Trümmerhaufen. In Schutt gelegte Dörfer und Höfe, verödet liegende Befestigungen zeugten davon, daß hier die Katten von den Eroberern überfallen worden waren. Helgi entsann sich noch der Schrecknisse. Es waren kaum neun Monate her, als Germanicus ins Land der Katten einfiel und sogar seines Vaters Sitz, Mattium*, zerstörte. Der Fürst war dann mit dem Rest seiner Krieger hinter die Weser geflohen, wo er sich mit dem Cheruskerfürsten vereinte.

Diese Schmach zu rächen, war Helgis einziges Denken und Trachten. Doch hieß es hier, wo überall Verräter lauerten, vorsichtig mit dem Ausdruck seiner Gefühle zu sein. Der Germane hält nicht gern hinter dem Berge. Wo er haßt, zeigt und sagt er es. Aber hier war Hermann, der Held vom Teutoburger Walde, sein Lehrer gewesen. Nur dadurch, daß er bis vor der Schlacht den Römern ein friedliches Gesicht zeigte, konnte er Varus in Sicherheit wiegen. Nur dadurch, daß er sein in Rom erlerntes römisches Gebaren zur Schau trug, lockte er die Römer in die Mausefalle. War der Römer schlau und hinterlistig, konnte er nur mit gleichen Waffen besiegt werden. Plumpe germanische Offenheit, wie sie bisher gang und gäbe war, hatte hier keinen Platz.

* Hauptsitz der Katten im Hessenland

Helgi war nicht, wie Hermann, in Rom gewesen, hatte römische Sprache und Art nur unvollkommen gelernt, doch hatte er so viel mit Römern verkehrt, daß er es ihnen schon nachmachen konnte. Auch trug er ein sicheres Geleit mit sich, eine friedliche Botschaft seines Vaters an den römischen Legaten Vergilius, die die Unterwerfung anbot. Eine List natürlich, denn wer dachte in Hermanns Lager an schimpfliche Unterwerfung! Aber diese List war nötig, denn wie konnte sich Helgi allein als Feind ins römische Lager begeben? Das wäre eitel Wahnwitz gewesen. Er mußte versuchen, in des Statthalters Zelt zu gelangen, wo dessen Waffen hingen. Zius Schwert würde er schon herausfinden. Als friedlicher Unterhändler mußte er nahen, nur so allein konnte der verwegene Plan gelingen.

An der Grenze seines Heimatlandes lag abseits der Heerstraße ein einsames Gehöft, das von den Römern verschont geblieben war. Wolfgram, ein alter Bauer, hatte den Römern keinen Widerstand entgegengesetzt, weil er auf Athaulfs Befehl Späherdienste tun sollte. Diese übte er gewissenhaft aus, und von einem Einfall der Römer von Mogontiacum aus hätte der Kattenherzog rechtzeitig erfahren.

Bei Wolfgram kehrte, als der Tag sich wieder einmal auf der langen Reise neigte, Helgi ein. Des Fürsten Sohn wurde mit großer Ehrerbietung aufgenommen.

Der alte Bauer hörte mit großem Staunen Helgis Plan und von der großen Schwertreise der Stämme im Frühjahr.

„Ich werde morgen weiterreiten, Wolfgram“, sagte Helgi. „Ich lasse dir aber meinen braven Rotfuchs hier. Er hat viel Pflege und Ruhe nötig, denn es war ein langer und anstrengender Ritt. Auch brauche ich den Fuchs, gut erholt, zur Rückreise. Du wirst mir ein anderes Pferd leihen, und

nach dem dritten Tage meines Fortritts eifrig spähen, ob ich zurückkehre. Der Schneespuren wegen reite ich im Bogen weiter und werde wohl auch im Bogen wieder zurückkommen. Dann werde ich zwei Tage und zwei Nächte bei dir verborgen bleiben, um die Verfolger abzulenken. Halte mir den Rotfuchs bereit."

Am andern Morgen ritt Helgi auf einem Braunen aus Wolfgrams Hofe ab. Er ritt in östlicher Richtung, verschwand im Walde und trabte dann der Grenze zu, wo unweit das römische Kastell lag.

Als der Wald sich lichtete, sah er auch schon die mächtigen Mauern und Wälle des Kastells. Nun ritt er im Schritt und schwenkte öfters den Arm, bis ein Hornruf von den Zinnen ihm kundtat, daß man ihn bemerkt hatte.

Helgi ritt einem steinernen Außenwerk zu, das durch eine Brücke mit dem Kastell verbunden war. Eine Kohorte Römer hatte dieses Werk besetzt, und der Führer fragte nach Helgis Begehr.

„Ich habe eine Botschaft des Kattenfürsten Athaulf dem Feldherrn Vergilius persönlich zu überbringen." Helgi wies das Pergament mit fein säuberlich geschriebenen lateinischen Schriftzügen und den Siegeln vor, ohne es jedoch aus der Hand zu geben.

Der Kohortenführer gab zwei Legionären den Befehl, Helgi zum Prätorium, dem Feldherrnzelt, zu führen. Die Soldaten schritten ziemlich schnell, so daß der junge Katte kaum Zeit hatte, die römischen Befestigungen, die ihn doch sehr fesselten, zu studieren. Die Katapulte und Balliste, die Aries und wie all die Schleuder- und Rammaschinen heißen mochten, hätte er sich gerne genauer angesehen, denn so etwas muß ein junger Krieger gesehen haben. Die peinliche Ordnung im Lager, die vielen geraden Zeltstraßen, die

haltung der Kohorten und der Leibwachen erregten ebenfalls Helgis Wißbegier und Erstaunen. Er sah wohl ein, daß Hermann recht hatte, wenn er sagte, die germanischen Krieger könnten von den Römern, was Kriegskunst anlange, nur lernen.

Aber auch bange Sorge beschlich den jungen Helden. Wie sollte er mit kostbarer Beute aus diesem festen Lager wieder unbemerkt herauskommen, wo auf Schritt und Tritt Wachen standen, wo alles so eingerichtet war, daß niemand ungesehen weder herein- noch hinauskam? Von einem Hinausschleichen in der Nacht konnte nicht die Rede sein. Hier half nur keckes Auftreten und Unerschrockenheit. Er mußte sich das unbedingte Vertrauen des Befehlshabers erringen, sonst scheiterte sein kühner Plan von vornherein. Ihm fielen wieder die Worte der Seherin ein, und er ahnte, daß er sich mit großer Geduld würde wappnen müssen.

Mittlerweile war Helgi mit den beiden Kriegern in der Mitte des Lagers angelangt, wo das erhöhte Feldherrnzelt stand. Ein Führer der Leibwache trat vor und fragte die Soldaten, was es gebe. Helgi antwortete statt ihrer und begehrte den Statthalter in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen.

Das hoheitsvolle Auftreten des jungen Fürstensohnes flößte dem Römer Achtung ein. Er fragte höflich, was das für eine Angelegenheit sei.

„Ich bin Gesandter des Kattenführers Athaulf und habe ein wichtiges Schreiben zu übergeben."

Der Leibwachenführer blickte auf das versiegelte Pergament und schritt dann in das Zelt des römischen Statthalters Vergilius.

Nach wenigen Minuten trat er wieder heraus und winkte Helgi heran. Dann stand er vor dem römischen Heerführer.

Es war eine prunkhafte Erscheinung mit prächtiger Rüstung, mit goldenem Schuppenpanzer und edlem Tuch bekleidet. Aufrecht stand er inmitten seines Zeltes.

„Gib mir das Schreiben, Fremdling, das du mir ankündigtest", sagte Vergilius.

Helgi übergab das Pergament, und während der Statthalter es erbrach und las, sah der junge Katte sich im Zelte um, wo Rüstungen, Schilde und Waffen an den Wänden hingen. Er war waffenkundig genug, um zu sehen, was römische oder germanische Schwerter waren. Dort im Hintergrunde hing ein Schwert mit langem germanischem Griff, unscheinbar neben den anderen kostbaren Waffen, denn eine schmucklose Scheide verbarg die blitzende Klinge. Das war weder ein Römerschwert, noch das eines vornehmen Feldherrn. Dies und kein anderes war des Kriegsgottes Schwert! Wußte Helgi nun, wo es war, so war ein gut Stück Arbeit getan.

Der Feldherr blickte auf. „Wie nennst du dich?"

„Ich bin Helgi, des Fürsten Athaulf Sohn!" lautete die stolze Antwort.

„Sendet der Fürst seinen leiblichen Sohn, möchte ich den Zusicherungen Vertrauen schenken. Doch allzuoft haben mich Ergebenheitsbeteuerungen der Germanen enttäuscht. Zumal seit Arminius ihr Führer ist. Wo weilt der Fürst der Katten?"

„Er wohnt in einer Burg bei den Hermunduren am Ufer des Mains", log Helgi keck.

„Mir ward aber Kunde, daß er sich mit den Cheruskern vereinigt habe", forschte Vergilius finster.

Helgi schüttelte den Kopf. „Die Botschaft trug dir ein Lügner zu."

„Wer weiß! Dein glattes Knabengesicht sieht zwar nicht nach Lüge aus, aber vielleicht liebt es der Kattenherzog, sich

solch harmloser Werkzeuge zu bedienen. Vorsicht ist römische Tugend. Du bleibst wohlbewacht hier im Lager, bis der Frühling uns einen Aufbruch gestattet. Du kannst uns dann als Wegweiser zum Heerlager deines Stammes gute Dienste tun."

„Ich soll aber dem Fürsten die Antwort des Feldherrn sehr bald überbringen", sagte Helgi, der von den Worten des Römers wenig beglückt war.

„Sind die Katten friedfertig gesinnt, mögen sie es beweisen. Die Antwort ist nicht so eilig."

„Ist es Römerbrauch, Boten fremder Fürsten wider alles Recht gefangen zu halten?" Helgi fragte es erregt.

„Du bist kein Gefangener, Helgi. Du bist als Gast in meinem Lager."

Dann wandte sich Vergilius zu einem Hauptmann der Leibwache:

„Dieser junge germanische Fürstensohn ist mein Gast. Er darf sich im Lager frei bewegen, doch achtet gut auf ihn. Du haftest mir dafür, daß er das Lager nicht verläßt. Errichtet sein Zelt neben dem der Leibwache."

Der Statthalter suchte diesen Befehl Helgi gegenüber zu mildern:

„Es soll dir an nichts fehlen, junger Freund. Du bist mein Gast, doch versuche nicht zu fliehen. Es wäre dein Tod. Ist das Versprechen deines Vaters ehrlich, dann wird er nichts gegen dein Verweilen in Mogontiacum einzuwenden haben."

Damit war der junge Germane verabschiedet und — Gefangener der Römer. Obgleich ihm diese Lage schwer auf der Seele lastete, verzagte er doch nicht. Er mußte und würde fliehen, und wenn die Römer dicht wie ein Wald um ihn stünden. Einstweilen wollte er vorsichtig und unauffällig

das Lager erkunden. Zius Schwert zu erlangen, war dabei nicht einmal die schwerste Aufgabe.

Doch Wolfgram, der kattische Bauer, wartete lange Wochen vergeblich auf die Rückkehr des Fürstensohnes.

*

In dem römischen Lager am Rhein in Colonia Agrippina* verbrachte der Feldherr Cäsar Germanicus, der Neffe des römischen Kaisers Tiberius, den Winter. Germanicus, der eigentlich des Kaisers Augustus Nachfolger werden sollte, war nicht nur ein tüchtiger Feldherr, sondern auch ein Dichter, der die lateinische und griechische Sprache gut beherrschte. Von seinen Soldaten wurde Germanicus vergöttert, sie hatten sogar bei Augustus' Tode gemeutert, weil sie Germanicus zum Nachfolger des verstorbenen Kaisers wünschten. Diese Meuterei war für Kaiser Tiberius der Grund, die rheinischen Legionen zu beschäftigen. Er schickte sie gegen die Katten und Cherusker. Doch Germanicus und sein Unterbefehlshaber Cäcina waren nicht sehr vom Kriegsglück begünstigt gewesen. Sie hofften auf den Frühling, wo sie die germanischen Lande bis zur Elbe unterjochen wollten.

Sehr beliebt bei den Truppen war auch die Gemahlin des Feldherrn, Agrippina, die bei ihm weilte, nach der die Militärkolonie benannt war.

Die stolze Römerin mit ihrer schwarzen Lockenfülle stand vor einer noch stolzeren Erscheinung im blonden Haar: Thusnelda.

Von Germanicus aus der von Hermann belagerten Burg des Segestes befreit, weilte sie nun mit dem Vater im römischen Lager. Als Freund der Römer konnten Segestes

---

* jetzigem Köln

und seine Tochter sich im Lager frei bewegen, obwohl Thusnelda bitteren Haß gegen die Fremdlinge hegte.

Agrippina redete der Germanin, die eines Hauptes länger als die Römerin war, gütlich zu.

„Kann ich die Traurigkeit nicht aus deinem Herzen reißen, Thusnelda? Ist es nicht viel schöner bei uns, als in den unwirtlichen Wäldern an der Weser und Ems? Hier hast du alle Freuden der Tafel, feurigen Wein aus italischen Bergen, schöne Sklavinnen und edle Ritter. Und wenn du willst, reisen wir nach Rom, wo jetzt schon Frühling ist und Blumen blühen."

Thusnelda schüttelte traurig das Haupt. „Mein Sinn steht nicht nach euren Freuden, euren Göttern, sondern nach der Cheruskerburg, wo Hermann, mein Gemahl, weilt."

„Aber dein Vater Segestes ist doch hier und wird von Germanicus mit Ehren überhäuft. Mein Gemahl wird diese auch dir erweisen, wenn du es wünschest."

Die germanische Fürstin blickte finster.

„Der Feldherr ehrt meinen Vater für den Verrat, den er an seinen Stammesgenossen verübt. Ich will diese Ehren nicht teilen."

Agrippina legte begütigend die Hand auf die Schulter Thusneldas:

„Wer wird so hart von einem Vater sprechen! Dein Vater ist kein Verräter. Er will mit den Römern in Frieden leben und hat sich nur von Hermann abgewandt, der ein Störenfried ist. Wir bringen die Segnungen des Wissens und der Kunst in eure barbarischen Wälder. Viele germanische Fürsten, die Rom kennen, wissen das zu würdigen und gewähren den Römern freundliches Gastrecht. Aber die Wilden, die nichts von Rom wissen, lehnen sich gegen die Römer auf."

„Mein Gemahl, Agrippina, ist kein Wilder. Hermann kennt Rom, ist römischer Bürger und Ritter. Er weiß römische Vorzüge wohl zu schätzen. Aber er weiß, daß die Germanen alle römischen Güter nicht für ein Gut eintauschen möchten: die Freiheit! Der Germane beugt nicht den stolzen Nacken unter Beil und Ruten* der Römer. Und auch ich bin Germanin."

Die Römerin lächelte eigen. „Ich hörte wohl, daß du nicht freiwillig Hermanns Gemahlin wurdest. Der Cheruskerfürst raubte dich nächtlich aus Segestes' Burg. So ist es doch, Thusnelda?"

„Wohl bin ich von Hermann geraubt worden. Wider den Willen meines Vaters. Aber nicht gegen meinen Willen! Gern bin ich dem Herzog gefolgt und wäre noch heute bei ihm, wenn mein Vater mich nicht heimlich zurückgeholt hätte, und wenn die Römer nicht Hermann angegriffen hätten, der mich befreien wollte."

Agrippina fand Gefallen an der stolzen Fürstin und umarmte sie.

„Liebst du den Cheruskerhäuptling so, dann wird es dich erfreuen zu hören, daß er dem Germanicus zehn vornehme Römer, darunter mehrere Tribunen, die er gefangennahm, als Lösegeld für deine Auslieferung anbot."

Thusneldas Augen leuchteten.

„Und wird dein Gemahl diese annehmen?"

Die Römerin zuckte die Achseln. „Das weiß ich nicht. Auf meine Frage wurde mir von meinem Gemahl zur Antwort, diese müsse noch erwogen werden."

Thusnelda umfaßte die Hände Agrippinas.

„Du bist immer gut und freundlich zu mir. Schlage mir die Bitte nicht ab, tritt für meine Freilassung ein! Der Feld-

---

* Das Rutenbündel mit dem Beil war das römische Machtzeichen

herr wird seiner schönen Gemahlin diese Bitte nicht versagen. Was hat er auch an mir schwachem Weibe! Ein Tribun wiegt ihm doch schwerer, und Hermann bietet ihm mehrere!"

Mit einem freundlichen Blick umfing Agrippina die blonde Frau. „Ich will es versuchen, Thusnelda, denn ich kann diese blauen Augen nicht in Tränen sehen."

Im Feldherrnzelt des Germanicus hatten sich viele römische Edle, darunter auch der Legat Cäcina, sowie auch der Cheruskerfürst Segestes versammelt, wo sie in eifriger Beratung saßen.

Ein Bote aus Mogontiacum hatte ein Schreiben des Legaten Vergilius überbracht, des Inhalts, die Katten seien zum Frieden und zum Bündnis mit den Römern geneigt. Der Überbringer, ein römischer Hauptmann, wurde von Germanicus ausgeforscht.

„Wer war der Bote, Hauptmann?"

„Kein Geringerer als der Sohn des Kattenfürsten Athaulf."

Germanicus runzelte die Stirn. „Ist das gewiß?"

„Es ist wohl nicht daran zu zweifeln."

„Und von wo kam der Sohn des Führers?"

„Von den Hermunduren, glaube ich, wo sich der Kattenfürst mit seinen Scharen befindet."

Segestes fuhr von seinem Sitz empor.

„Das ist betrügerisches Tun. Athaulf weilt, wie mir meine Späher meldeten, im Lager der Cherusker. Und sein Sohn Helgi, um den kann es sich nur handeln, war Schwertkönig beim Julfest in der Halle Hermanns. Ich bin wohl unerrichtet."

Germanicus schätzte den Cherusker nicht sonderlich, doch war Segestes ihm ein gefügiges und brauchbares Werkzeug. Mißtrauisch sagte er:

„Du unterhältst Verbindung mit den Cheruskern und sagst mir nichts davon, Segestes?"

Der verräterische Fürst machte eine beschwichtigende Handbewegung.

„Es sind Boten zu mir gelangt, die erst jetzt eintrafen und mir und also auch den Römern wohlgesinnt sind. Ich habe noch andere Nachrichten."

Dem vornehmen Römer war dieses Angebertum zuwider. Er winkte ab. „Es ist gut, Segestes. Laß uns jetzt allein, denn ich habe mit dem Legaten zu beraten."

Germanicus gab den Tribunen und anderen Edlen einen Wink, und sie verließen mit Segestes das Feldherrnzelt.

Cäcina, ein verschlossener ernster Mann, war das Gegenteil von Germanicus. Ein grausamer Zug saß um seinen schmalen Mund.

„Was meinst du, Cäcina, zu dem Angebot des Hermann, zehn Römer gegen seine Gemahlin Thusnelda auszutauschen?"

Der Legat machte eine abwehrende Geste. „Was dieser Cherusker sagt und vorschlägt, ist List und Betrug. Wie glatt war seine Zunge im Lager im Bruktererland*, mit der er Varus und seine Legionen in die Sümpfe seiner Wälder gelockt hat. Ich traue auch dem Segestes nicht, doch hätte ich gern gehört, was er vom Julfest der Germanen noch zu berichten weiß. Sicher wurden dort nicht nur wilde Eber verspeist."

„Ich brauche des Segestes schurkische Späher nicht. Ich kenne Armin und weiß, daß er im Frühjahr nicht untätig sein wird. Der Friedensbotschaft in Mogontiacum traue ich nicht. Nun, wir werden ja noch hören. Aber die zehn Männer brauche ich aus diesen Erwägungen heraus um so mehr.

---

* An der Porta Westfalica

Was soll mir des Cheruskers Weib? Es ist mir nur zur Last."

Cäcina schüttelte den Kopf. „Du denkst nicht an die Zukunft, Germanicus. Der Kaiser ist dir einen Triumphzug schuldig. Denke daran. Was aber wird das für ein Triumphzug sein, in dem du nur einige gefangene germanische Sklaven mitführst? Wird dein Triumphzug sich mit dem eines Cäsar messen können? Bedenke doch, was es bedeutet, wenn du die Gemahlin des Siegers über Varus im Triumphzuge mitführst! Die Römer werden dir zujauchzen, wie sie noch keinem Triumphator zugejauchzt haben. Dies sollte dir mehr wert sein als zehn Römer."

Germanicus sah sinnend vor sich hin. „Magst wohl recht haben, mein kluger Cäcina. Ja, das ist zu bedenken. Doch will ich es die schöne Fürstin nicht merken lassen, was ihrer harrt. Schweige darüber, Cäcina."

„Hoffen wir, daß wir den Armin auch in unsere Gewalt bekommen, wenn der Sommer sich neigt."

„Wir werden diesmal aus allen Fehlern lernen, die wir im vorigen Jahre gemacht haben. Doch wie denkst du über die Botschaft aus Mogontiacum? Sage deine Meinung."

„Sie ist wie die deine. Es wird ein falsches Spiel getrieben."

„Jawohl. Die Germanen sind einiger denn je. Vorsicht ist geboten. Ich hörte von dem Hauptmann, der als Bote kam, daß man den jungen Katten wohl verwahre. Schreib doch an Vergilius, er solle dies auch ferner tun und jeden Fluchtversuch verhindern. Für den Frühling bekommt Vergilius noch Befehl von mir, wohin er mit seinen Legionen zu marschieren hat."

Als Agrippina einige Stunden darauf ihrem Gemahl die Bitte Thusneldas vortrug, schüttelte Germanicus den stolzen Kopf:



Zu Seite 54

„Weise Staatskunst verlangt, daß ich des Cheruskerherzogs Gemahlin als wertvolles Pfand in Gewahrsam behalte. Frauen sollen nicht durch Bitten meine Kreise stören."

Traurig teilte Agrippina der Germanin die Antwort ihres Gemahls mit. Sie riet dabei, doch Flavius', des Schwagers, Einfluß auszunutzen. Er gelte bei Germanicus viel.

Flavius war, im Gegensatz zu seinem Bruder Hermann, in römischen Diensten geblieben und bekleidete schon einen hohen Posten in unmittelbarer Nähe des Feldherrn. Er hatte seine schöne Schwägerin gern, doch als sie ihm ihren Wunsch vortrug, suchte er ihr ihn auszureden:

„Hermann würde im römischen Heere schon längst das Amt eines Legaten bekleiden, wenn er nicht die tolle Idee hätte, Führer der Barbaren zu sein. Ein merkwürdiger Ehrgeiz! Und du willst ihn darin bestärken, Thusnelda?"

Die Fürstin entgegnete hart: „Hermann, mein Gemahl, schützt seine und meine Heimat. Ich kann seinen Römerhaß wohl verstehen. Was wollen die Römer auf germanischem Boden? Ist er römisches oder germanisches Land? Die Germanen wollen nicht römisch werden, sie wollen bleiben, was sie sind. Auch das verstehe ich, denn Hermann, mein Gemahl, hat mir von Römersitten genug erzählt, und hier im Lager Colonia Agrippina habe ich auch Augen und Ohren, sehe und höre genug. Mir sind meine germanischen Sitten lieber."

„Du warst nie in Rom, Thusnelda", entgegnete Flavius. „Kennst nicht die herrlichen Kunstwerke von Marmor und Gold, kennst nicht Theater und Feste mit ihrem rauschenden Glanz. Was sind eure Holzhäuser gegen die Marmorpaläste Roms! Lerne Rom erst kennen, und du wirst, wie ich, über diese kindischen Waldfeste der Germanen lachen."

„Was mit meinen heimatlichen Wäldern zusammenhängt, ist mir nicht lächerlich, sondern heilig, Flavius. Du kannst ja denken, wie du willst, aber erfülle meinen Wunsch. Bitte Germanicus, mich in die Heimat ziehen zu lassen."

Flavius versprach es, hielt aber das Versprechen nicht, weil er in seinem ganzen Wesen kein Germane mehr, sondern ein Römer war.

*

Die Frühlingsgöttin Ostara zog durch das Land. Der Göttin Blumen, die zarten Anemonen, steckten ihre Köpfe heraus, und die Opferjungfrauen schmückten ihr Haar damit. Wenn die Frühlingsgöttin durchs Land ging, folgten ihren Schritten die Tiere des Waldes, die Vögel sangen in den Zweigen, von den zurückgekehrten Schwalben wurde sie umflogen. Die Kinder suchten die roten Ostereier, denn das Rot war die Farbe des Donnergottes, der der Frühlingsgöttin mit dem wiedergefundenen Hammer voranschritt. Die ersten mit diesem Hammer geschleuderten Blitze hatten die Erde aus ihrem Winterschlafe erweckt.

Um diese Zeit rückte Vergilius mit zwei römischen Legionen durch das kattische Land dem Norden zu. Germanicus hatte ihm den Befehl gegeben, bis zum Kastell Aliso an der Lippe vorzudringen und sich dort mit Germanicus' Legionen zu vereinigen. In Vergils Heere befanden sich noch Hilfstruppen der Gallier, Rätier und Vindeliker.

Auch der junge Katte Helgi war im Heer, wohlbewacht von der Leibwache des Feldherrn.

Helgi hatte den ganzen langen Winter versucht, einen Weg zur Flucht zu erspähen. Immer sah er sich beobachtet, immer, auch des Nachts, erblickte er wachsame Römeraugen. Ja, als eines Tages ein Bote aus dem Lager des Feldherrn Ger-

manicus zurückkam, stellte man eine Wache vor seinem Zelte auf. Wie sollte es ihm da gelingen, das Schwert Zius zu Hermann zu bringen? Ohne das Schwert kam er nicht zurück, mochte auch das Werk noch so schwer sein.

Dann plötzlich, als der Lenz ins Land zog, brachen die römischen Legionen aus dem Kastell Mogontiacum auf, und der Feldherr befahl, Helgi solle mit ihm reiten, um ihm den Weg durchs Kattenland zu zeigen. Seinen Kopf würde er einbüßen, wenn er etwa die Römer irreführe. Einen solchen Gedanken verwarf Helgi auch bald. Er kannte den Zweck des Feldzuges, er wußte, der Kampf galt den Landsleuten an der Weser. Und je näher er die Römer in diese Gegend brachte, desto leichter konnte ihm eine Flucht glücken.

Das Schwert des Ziu hing dem Feldherrn Vergilius zur Seite, Helgi hatte das oft bemerkt. Es paßte schlecht zu der glänzenden Goldrüstung des Römers. Aber es sollte ja überall zum Siege führen. Helgi schwur sich, daß dieses Schwert eines germanischen Gottes nie über Germanen siegen sollte.

Vergilius zog am rechten Ufer des Rheines durch der Katten Land bis dort, wo der Stamm der Sigambrier wohnte und die Ruhr floß. Der Heereszug ging langsam, weil die Schneeschmelze viele Sümpfe und reißende Ströme geschaffen hatte. Der Feldherr hatte es auch nicht eilig, denn er brauchte nach Germanicus' Anweisung erst anfangs Juni das Kastell Aliso zu erreichen.

Ein heißer Maitag neigte sich seinem Ende zu, als Vergil sein Lager in einem Walde aufschlagen ließ. Der Himmel stand voll drohender Wolken, und es war bereits in der siebenten Abendstunde ganz finster, als die Zelte aufgeschlagen wurden. Die Arbeit mußte wegen des drohenden Regens sehr schnell vor sich gehen, so daß jeder Krieger voll-

auf beschäftigt war. Gehörte es doch auch zu den Aufgaben des Lagers, einen festen Wall aus Erde und Pfählen um das Lager zu ziehen, um vor Überfällen sicher zu sein.

Helgi fand sich deshalb unbeobachtet. Doch was half ihm eine Flucht? Das Schwert Zius hing am Gürtel des Feldherrn, ihm es von der Seite zu reißen, wäre Wahnwitz gewesen.

Da hörte er plötzlich leise seinen Namen rufen. Er blickte auf, und ein Laut der Überraschung entglitt seinen Lippen.

„Wolfgram, du? Wie kommst du ins römische Lager?"

Der alte Katte legte den Finger auf den Mund.

„Ich befinde mich im Lager der Vindeliker. Dort sucht mich keiner, weil dort viel zusammengewürfeltes Volk einherzieht."

„Und was tust du dort? Du wirst doch nicht auch gegen die Volksgenossen kämpfen wollen?"

„Nein, ich säße auch noch auf meinem Hof, aber ich suche dich. Höre zu: vor etwa zwölf Tagen erschien mir im Traum eine große graue Frau, so ähnlich stelle ich mir die Nornen vor, die das Schicksal spinnen. Diese Frau sagte zu mir: ‚Wolfgram, sattle den Suttnir und reite dem Römerheer eilends nach. Suche Helgi und sage ihm, Donars Hammer sei nicht weit.' Ich tat, wie mir die Frau geheißen. Dort in der Pferdekoppel ist Suttnir verborgen. Keiner kennt den Rotfuchs, doch du kennst ihn gleich, wenn du ihn suchst. Ich verschwinde nun wieder, nachdem ich getan, was mir aufgetragen."

„Ich danke dir, Wolfgram. Geh, damit unsere Zusammenkunft nicht entdeckt wird."

Wolfgram war verschwunden, und Helgi dachte über die Worte nach. „Donars Hammer ist nicht weit", hatte jene graue Frau gesagt. War es nicht dieselbe, die ihm prophe-

zeite: „Donars Hammer befreit"? Er blickte zum Himmel empor, an dem sich schwere Wolkenballen türmten. Da, ein zuckender Schein! Ein fernes dumpfes Grollen. Helgis Auge leuchtete froh. Donars Hammer war nicht weit!

Der junge Katte wußte sich in des mächtigen Gottes Schutz. Er wußte auch, um was es ging. Diese finstere Nacht war die Zeit der Tat. Zius Schwert mußte in seinen Besitz kommen, und der flinke Suttnir würde ihn aus dem Römerlager tragen.

Die Blitze häuften sich, und stärker rollte der Wagen Donars. Die Römer beeilten sich, unter die schützenden Zelte zu kommen. Immer finsterer wurde es im Walde, die Wachen konnten keinen Schritt weit sehen. Helgi lag in seinem Zelt und wachte. Er kannte diese heimatlichen Frühlingsgewitter. Kamen sie voll zur Entfaltung, dann rauschte der Regen mit aller Wucht herab, und kein Weg war gangbar. Da schützten auch die Zelthäute der Römer wenig. Ein echt germanischer Frühlingsregen ging durch und durch.

Ein greller Blitz, ein ohrenbetäubendes Krachen! Baumsplitter zeugten davon, daß Donars Hammer gut traf. Dann öffnete der Himmel seine Schleusen, und in Bächen strömte der Regen herab, überall Tümpel und Ströme bildend. Der Erdwall um das Lager ward zum Verhängnis. In kurzer Zeit staute sich innerhalb des Walles das Wasser und wuchs höher und höher. Das Lager glich einem See. Der Feldherr floh aus seinem Zelt, worin das Wasser fußhoch stand, und gab Befehl, den Wall durchzustechen, damit das Wasser ablaufen konnte. Alles lief durcheinander und gegeneinander, denn die Dunkelheit ließ nicht die Hand vor Augen sehen, und die Fackeln erloschen im strömenden Regen. Mit Hacken und Schaufeln versuchte man die fast aussichtslose

Arbeit, das Erdreich zu durchstechen. An Überfall dachte niemand, die Waffen lagen abseits.

Für einen Augenblick schoß Helgi der Gedanke durch den Kopf: wenn jetzt des Reiterführers Inguiomers Cherusker hier hereinbrächen! Das gäbe eine Niederlage! Doch er hatte jetzt anderes zu denken.

Aus der Finsternis hörte er Vergilius' befehlende Stimme. Sie klang weit her. Jetzt galt es! Helgi watete durch das Wasser zum Zelt hin. Er ging hinein. Tastend glitt seine Hand an den Zeltwänden im Innern entlang. Sein Herz klopfte schneller. Hier ein Speer, da ein Helm, hier, das war Zius Schwert, er fühlte es am Griff. Das war germanische Waffenschmiedekunst! Er riß es herunter von der Wand, einige andere Waffen fielen mit herab; nur schnell jetzt fort aus dem Zelt! Draußen befestigte er das Schwert an seinem Gurt, dann schärfte er das Ohr. Da links hörte er das Schnauben der Pferde. Behutsam schlich er sich heran. Er befühlte Hals und Kopf vieler Tiere. Welches war sein Rotfuchs? Nichts ließ sich in der rabenschwarzen Dunkelheit erkennen. Donar mußte ihm helfen! Er brauchte nicht lange zu warten. Zweimal leuchtete es grell zwischen den Bäumen auf. Da erblickte Helgi den Suttnir, und das treue Tier hatte Helgi trotz des kurzen Augenblicks auch erkannt. Es wieherte freudig auf. Eine Wolldecke war auf dem Rücken festgeschnallt. Keine Sekunde war zu verlieren. Vorsichtig wurde das Pferd aus der Koppel herausgezogen. Leichtfüßig sprang der Jüngling in den Sattel. Steigbügel kennt kein germanischer Reiter. Ein Schenkeldruck, und durch das aufspritzende Wasser ging es durchs Lager, den Erdwall hinauf und wieder hinunter. Wohl hörte Helgi noch Fluchen und Schreien, doch das störte ihn nicht mehr. Das kluge Pferd fand trotz der Finsternis den Weg. Die ganze Nacht hindurch ging es im

scharfen Trab durch den Wald. Manchmal stutzte das Pferd vor einem Hindernis, doch dann leuchtete Donar mit einem Blitz, und bald gewann der kühne Reiter das Freie.

Als der frische Morgen heraufdämmerte und der Sonnengott seinen goldborstigen Eber anschirrte, da war Helgi schon weit in das Land hineingeritten, wo kein Römer ihn aufhielt, noch einholen konnte. Welcher Römergaul nahm es auch mit Suttnir auf!

Am vierten Tage seines Rittes gelangte Helgi an ein bewaldetes hohes Gebirge, das von wilden Schluchten mit rauschenden Bächen durchzogen war. Da die Römer, der Erfahrungen eingedenk, diese unwirtlichen Berge mieden, gedachte Helgi sich und dem Pferde hier eine Nacht Ruhe zu gönnen. Als er jedoch in eine Schlucht hineinreiten wollte, die von schroffen Felsen umgeben und von Riesenkiefern umsäumt war, stutzte sein braver Hengst und stieß ein kurzes Gewieher aus. Doch der junge Held klopfte begütigend den Pferdehals und trabte in den düsteren Nadelwald hinein. An einer Quelle mit moosigen Ufern stieg der Reiter vom Pferd. Durstig schlürften beide den silberklaren Trunk. Helgi warf sich dann ins weiche Moos, naschte einige Waldbeeren als karge Abendmahlzeit. Suttnir graste in der Nähe, hob manchmal schnaubend den Kopf, spitzte die Ohren und scharrte unruhig. Der junge Katte, übermüdet, achtete nicht darauf, sondern schlief bald im Rauschen der hohen Kiefern ein.

Er schlief den traumlosen gesunden Schlaf der Jugend, und ahnte nicht, daß er in einer sehr gefahrvollen Lage war. In seiner Nähe befand sich die Werkstatt der Schmiede Fialar und Galar, zweier Waldmenschen, die sehr geschickte Waffen- und Goldschmiede, aber auch sehr ränkesüchtige Wesen waren. Sie hatten schon prächtige Waffen und wert-

vollen Schmuck geschmiedet, die, wie die Sage erzählt, von den Göttern und Göttinnen getragen wurden, aber sie hüteten ihre Kunst und ihre Geheimnisse vor den Menschen, und wenn sie ein Kunstwerk veräußerten, ließen sie sich einen sehr hohen Preis zahlen, denn sie waren auch habgierig und geizig.

Es war schon ganz dunkel geworden, als die beiden Schmiede aus ihrer Höhle traten, in der es rotglühend leuchtete. Der Ruß in ihren Gesichtern, die umgebundenen Lederschürzen verrieten, daß sie in der Schmiede gearbeitet hatten. Sie sahen im Moose den schlafenden Menschen liegen, und überlegten schon, wie sie ihm einen Schabernak antun könnten.

Da rief plötzlich Galar:

„Schau, Fialar, das Schwert des Jünglings an. Wir sollten es doch kennen! Ist das nicht Arbeit aus unserer Werkstatt?"

Nun stutzte auch der andere Schmied. „Freilich! An dem Schwert haben wir beide manche Nacht gearbeitet. Es ist die Waffe, die für den Kriegsgott bestimmt war. Es wurde eine besonders saubere Arbeit."

„Wie aber kommt dieser junge Mensch zu Zius Schwert?"

„Das weiß vielleicht Ziu allein", sprach Fialar leise.

„Raunte man nicht, es sei ihm gestohlen worden?"

„Wer kann dem mächtigen Gott das Schwert entwenden? Ein Riese vielleicht oder ein anderer Gott?"

Galar trat auf leisen Sohlen näher an den Schlafenden heran.

„Hat dieser Jüngling vielleicht den Riesen erschlagen und ihm das Schwert geraubt? Mutig sieht er ja aus."

„Oder hat es ihm Gott zum Geschenk gemacht? Doch ein Götterschwert taugt nicht in Menschenhand", meinte Fialar und trat auch näher.

Da schnaubte der Rotfuchs laut, so daß die Schmiede erschrocken zurückfuhren.

In gemessener Entfernung beratschlagten sie weiter.

„Wie entwinden wir dem Menschen Zius Schwert?" fragte Fialar. „Wir können uns ihm nicht unbemerkt nähern. Das Pferd des Mannes hält die Wacht. Bemerkt es uns, dann weckt es durch Gewieher den Jüngling."

Galar überlegte. „Haben wir nicht Mittel genug, Mann und Roß zu töten, ohne daß viel Aufhebens geschieht?"

Fialar schüttelte mißbilligend den dicken Kopf. „Ist dieser Mann ein Liebling der Götter, so könnte uns sein Tod ihren Zorn zuziehen. Wir stecken überdies tief in der Götter Schuld, weil wir den Weisen Kwasir erschlugen. Doch das Schwert muß unser werden, wir haben es geschmiedet. Wir müssen es ihm im Schlaf entwinden. Damit er aber nicht erwacht, beseitigen wir das Roß. Ein gutgezielter Pfeilschuß aus sicherem Versteck, damit das Tier nicht scheut, wird es schnell töten. Dann ist es ein Kinderspiel, von dem tief schlafenden Jüngling das Götterschwert zu erlangen."

Galar nickte sein Einverständnis und holte aus der Höhle einen kunstvoll geschmiedeten Bogen mit Pfeil, dessen haarscharfe Spitze dem Schmiede alle Ehre machte.

Suttnir, der Hengst, hob wiehernd den Kopf. Da schwirrte auch schon die Bogensehne, und der schwere Pfeil saß in des braven Pferdes Brust. Dunkles Blut färbte den grünen Waldboden. Der mächtige Pferdekörper schwankte und brach zusammen. Der Instinkt des klugen Tieres witterte Gefahr für seinen Herrn. Mit mächtigem Gewieher hauchte es sein Leben aus.

Helgi erwachte durch den Schrei des Rosses und sprang, gelenkig wie ein Wiesel, sofort auf die Füße. Er sah sein

Pferd blutend am Boden liegen und zwei kleine Gestalten zwischen den Bäumen verschwinden.

Zornig zog der Jüngling das blitzende Götterschwert aus der Scheide und lief den Bösewichtern nach.

Doch diese waren wie vom Erdboden verschwunden.

Helgi ging zu seinem am Boden liegenden Rotfuchs zurück, dessen Augen schon gebrochen waren. Er war nicht mehr zu retten. Was war zu tun? Ohne Pferd war er hilflos und bald den ihn verfolgenden Römern ausgeliefert. Er mußte sehen, ob er nicht ein Gehöft erreichen konnte, wo er sich ein Pferd erhandelte. Mit diesem Vorsatz verließ Helgi schnell den Wald.

*

Mit tausend Schiffen lief im Juni des Jahres 16 nach Christi Geburt der römische Feldherr Germanicus in die Emsmündung ein. Nie waren größere Vorbereitungen zu einem Feldzuge gegen die Germanen getroffen wie diesmal. Acht Legionen zogen emsaufwärts, wo sie sich mit den Legionen von Vergilius und den Hilfstruppen der Gallier, Rätier und Vindeliker vereinigen sollten. Viel Material zum Brückenbau, starke Lagerbefestigungen, selbst Katapulte und Balliste wurden mitgeführt.

Diesmal sollten die Germanen endgültig unterworfen und alle Lande zwischen Rhein und Weser römische Provinz werden. Die im Teutoburger Walde eingebüßte römische Waffenehre sollte jetzt wiederhergestellt werden.

An der Weser sollte ein starkes römisches Kastell gebaut werden. Germanicus wollte Mehrer des römischen Reiches sein und sich einen Triumphzug sichern, der ohnegleichen war. Nicht nur die schöne blonde Thusnelda, auch der Varustöter Hermann sollte gefangen werden und seinen Triumphzug zieren. Hatte doch Hermann die Kühnheit besessen, den

Kopf des Varus durch den Markomannenfürsten Marbod nach Rom zu senden. Diese Herausforderung konnte sich kein Römer gefallen lassen.

Siegesgewiß zog Cäsar Germanicus mit seinem großen Heer der Weser zu. Bei der Leibwache des Feldherrn befand sich auch Flavius, der Bruder Hermanns, der so römisch gesinnt war, daß er nicht nur gegen seine eigenen Landsleute kämpfte, sondern auch bereit war, durch List und Verrat den Cheruskerfürsten ins römische Lager zu locken.

Er unterbreitete dem römischen Feldherrn den Plan, vor einem Kampfe mit Hermann diesen durch fürstliche Versprechungen zu Verhandlungen einzuladen. Saß er erst im Zelte des Germanicus, dann war eine Gefangennahme leicht. Des Führers beraubt, war es ein leichtes, die Germanen zu besiegen. Die Stämme würden sicher auseinanderfallen. Germanicus war damit einverstanden und erteilte Flavius die Erlaubnis, vor einer Schlacht mit seinem Bruder zu sprechen.

Vom Bückeberg schaut man in eine weite Talebene, die man bei den Römern das Tal von Idistaviso nannte, weil dort der Sage nach die Schwertjungfrauen sich zu versammeln pflegten.

In diesem Tal blickte vom Bückeberg Hermann, der Cheruskerfürst, umgeben von den Führern der Katten, Brukterer und Marser. Hoch zu Roß hielten die Germanen und schauten scharfen Blickes über den Weserstrom, der sich in vielen Windungen in breiter Ebene dahinwälzte.

Späher hatten Hermann gemeldet, das Römerheer sei im Anrücken. Der ungestüme Reiterführer Inguiomer hatte vorgeschlagen, über die Weser zu setzen und dem Römerheer entgegenzuziehen. Scharf hatte Hermann entgegnet:

„Was wäre das für ein Wahnsinn! Und worin läge für uns ein Vorteil, wenn wir den Weserstrom im Rücken

hätten? Gar keiner, ein Nachteil nur. Denn wir hinderten unsere Bewegungsfreiheit. Der kluge Feldherr muß immer mit einem Rückzuge rechnen, auch sind die Berge und Täler des Süntelgebirges willkommene Bundesgenossen für uns. Mögen sie nur herüberkommen zu uns, zurück sollen sie nicht, wenn sie nicht wie Ottern schwimmen können. Auch Hannibal siegte bei Cannä an einem Fluß. Wie mir berichtet wurde, sollen mehr als acht Legionen gegen uns anrücken, die Römer sind also in der Übermacht. Da können wir uns die offene Feldschlacht nicht erlauben. Wir fordern die Römer heraus, ziehen uns kämpfend zurück, und in den Bergen greifen wir immer wieder an. Die Taktik im Teutoburger Walde wird sich auch hier bewähren."

„So dumm werden die Römer nicht sein und ein zweites Mal in dieselbe Falle gehen", warf der Oheim Hermanns ein.

Hermann zog unwillig die Stirn kraus. „Ob sie es tun oder nicht tun, ist hier gleich. Germanicus will uns angreifen, also muß er uns folgen. Je mehr er sich von seinen Kastellen entfernt, um so schlechter für ihn. In Rückzugsgefechten reiben wir seine Legionen auf. Nicht heute schlagen wir an der Weser die Entscheidungsschlacht, aber es gibt ein Morgen und Übermorgen. Wir müssen warten können. Ich untersage jeden Angriff, den ich nicht ausdrücklich anordne, das merke dir, Inguiomer!"

„Meine Reiter brennen aber darauf, Römerschädel einzuschlagen", murrte der Reiterführer.

„Wir veranstalten hier keine Reiterspiele. Nicht der Kampf an sich ist der Zweck unseres Hierseins. Unsere Aufgabe ist es, den heimischen Boden vom Feinde freizumachen. Dieser Enderfolg ist ausschlaggebend und viel wichtiger als ein schöner Reitersieg. Wir lassen einen Teil der Römer über

die Weser kommen. Inguiomer greift an, zieht sich dann aber fechtend hinter den Bückeberg zurück. Nach alter Römertaktik sind es nicht die besten Truppen, die zuerst in die Schlacht geschickt werden. Würden wir diese im heftigen Anprall über die Weser zurückwerfen, wäre das römische Heer noch nicht entscheidend getroffen. Darum muß das ganze Heer von Germanicus über die Weser kommen. Wir reizen den Römer durch unsere Gefechte und unsere Rückzüge dazu. Hier am Bückeberg soll nur die erste Schlacht stattfinden, die zweite, entscheidende dort hinten in den Sümpfen am Steinhuder Meer. So wird es sein, wenn man meinen Befehlen gehorcht. Liebe Eidgenossen, ich will nicht das Gefühl des einzelnen kränken, aber in der Schlacht darf nur einer befehlen. Genau so, wie drüben bei den Römern nur einer, der kriegserfahrene und schlachterprobte Feldherr Germanicus befiehlt. Und so vertraut auch mir die alleinige Leitung an, wie ihr sie mir ja auch zugesagt habt. Wir haben es im vorigen Jahre gesehen, wohin das Durchbrechen meiner Befehle führt: zu Niederlagen. Machen wir die Fehler nicht zum zweitenmal. Sie kosten nur das kostbare Blut unserer Landsleute. Die Wonnen von Walhall gönne ich jedem Wackeren gern, doch er soll nicht nur den Tod in der Schlacht ersehnen, sondern er soll sein Vaterland freimachen. Von einem Römer erschlagen zu werden, ist für Germanien kein Gewinn. Wohl aber ist jeder erschlagene Römer ein Gewinn. Darum brauche ich die Schwertfaust eines jeden!"

„Recht hast du, Hermann! Jede Schwertfaust ist uns nützlich", sagte Wulfhart, der Fürst der Brukterer. „Wir folgen dir blind und gehorsam."

„Ja, jede Schwertfaust", setzte Athaulf, der Katten Führer hinzu. „Wäre doch Helgi hier mit Zius Schwert!"

„Ihn halten die Römer fest, wie ich vernahm", sagte Diethelm, der Marser.

„Er findet schon den Weg zur Freiheit", meinte lachend der bärtige Inguiomer.

Hermann band den Helm mit den goldenen Flügeln fester. Drüben am andern Ufer der Weser blitzte es auf von blanken Schilden und Brünnen*.

„Die Römer!" erscholl es einstimmig aus aller Munde.

„Nun bewahrt die Ruhe. Allzuhitziges Blut bringt selten Vorteil", mahnte der Cheruskerführer.

Während sich der Vortrupp der Römer noch im Hintergrunde hielt, näherten sich dem Uferrande drei Römer zu Fuß. Ein gellender Hornruf tönte zum Bückeberg herüber.

„Sie wollen unterhandeln", meinte Diethelm.

Hermann blickte suchend rückwärts. Dann sah er Utram, den Sänger, in voller Rüstung. Die Leier war mit dem Schwert vertauscht.

„Utram, reite doch einmal zum Ufer hinab und frage nach der Römer Begehr. Du kennst ja ihre Sprache", gebot der Fürst dem Skalden.

Sofort galoppierte Utram den Bergabhang hinunter, der Weser zu. Die Zuschauer auf dem Bückeberg sahen mit ihren scharfen Augen Gesten des einen Römers, als der Sänger vor dem Wasser stand. Dann wandte Utram sein Pferd und sprengte zu den Germanenführern zurück. Zu Hermann gewandt, meldete er:

„Es ist Flavius, dein Bruder, edler Fürst. Er wünscht dich zu sprechen."

Hermann zog finster die Augenbrauen zusammen.

* Harnische

„Was wird er wollen? Seine glatte Zunge kenne ich so gut wie sein abtrünniges Herz. Doch kann ich ihn ja hören. Bleibt hier zurück, und achtet gut auf. Ich reite allein hinunter."

Hermanns Rüstung glänzte im Sonnenlicht. Die herrliche Gestalt zu Pferde löste ein stolzes Lächeln bei den Stammesführern aus, als der Herzog den Berg hinunterpreschte.

Inguiomer machte aber ein bedenkliches Gesicht. „Daß er sich nur nicht von dem doppelzüngigen Kerl einfangen läßt. Sicher verspricht man ihm alle Schätze Roms, wenn er uns untreu wird."

Athaulf wehrte unmutig ab. „Hermann weiß, wo sein Platz ist!"

Hart am Ufer hielt der Cherusker sein Pferd an und hob den Arm zum Gruß.

„Was bringst du mir, Flavius, den ich mit Schmerz im Lager der Feinde sehe?" rief der Fürst hinüber.

„Wir sind nicht deine Feinde, sondern wollen den Frieden. Cäsar Germanicus bietet dir die Freundeshand", klang des Flavius Stimme über den Strom.

„Will Roms Feldherr den Frieden, warum bleibt er nicht am Rhein?"

„Er will mit dir verhandeln, er schätzt dich hoch. Er würde sich freuen, dir dein Ehegemahl Thusnelda wieder zuführen zu können."

„Um dies zu tun, kommt er mit acht Legionen an die Weser? Soll ich da an Ehrlichkeit glauben?"

„Du kannst daran glauben, Hermann. Denke an die schöne Zeit in Rom, an seine Sitten, seine Kunst. Wäre es nicht gut, sie fänden auch Eingang in die germanischen

Wälder? Könnte nicht friedlicher Austausch von Gütern Römer und Germanen zusammenbringen, wie es schon am Rhein geschieht? Das ist, was Germanicus dir vorschlagen will."

„Römische Sitten taugen nichts in unseren Landen, wo Ehrlichkeit, Treue und Wahrheitsliebe noch selbstverständliche Tugenden sind. In Rom suchte ich sie vergeblich. Auch im römischen Lager am Rhein scheinen sie nicht zu blühen. Will Germanicus mir mein Weib zurückgeben, konnte er auf meinen Vorschlag, zehn Römer dafür einzutauschen, eingehen. Bei euch ist keine Treue. Hast du noch einen Tropfen germanischen Blutes in den Adern, so komm herüber und fechte an der Seite deiner Sippe, um Germanien vom Römerjoch zu befreien."

Flavius rief herüber: „Wo ist Römerjoch am Rhein, Bruder? Blühende Städte wachsen aus der Erde, der Weinbau blüht am Rheinstrom wie am Tiberstrand. Feine Sitten, fröhliche Spiele verschönen das Leben. Hier aber an der Weser herrscht das Barbarentum, beim Jupiter!"

Hermann lachte dröhnend. „Beim Jupiter? Mein werter Bruder hat wohl auch schon Wotan und Donar abgeschafft? Die Götter der Barbaren sind ihm wohl nicht mehr fein genug? Bist du auch dabei, wenn die Römer unsere Göttereichen umhauen? So hat dich Rom verwandelt! Du bist ein Verräter unserer Sippe und unseres Landes, Flavius!"

Der so Gescholtene geriet in hohen Zorn. „Das sollst du mir büßen!" Er wandte sich nach seinen Begleitern um. „Verräter hat er mich genannt! Gebt mir Roß und Waffen, daß ich hinüberreite und ihn züchtige!"

Hermann rief: „In der Schlacht stehe ich dir zur Verfügung, jetzt kehre um und sage den Fürsten der Rugier,

Nervier, Rätier und Vindeliker, daß sie wie du alle Verräter unseres Vaterlandes sind. Sage ihnen: Hermann, der Cherusker, sagt Bluthand allen Römern und Römergenossen an, denn er will ein freies Germanien!"

„Mein Roß, mein Schwert!" schrie Flavius voll Wut. Doch der römische Tribun, der ihn begleitete, besänftigte ihn:

„Du reitest ins Verderben, Flavius. Morgen ist auch ein Tag. Da werden wir den Barbaren für seine frechen Worte zu züchtigen wissen." Dann rief er über den Strom auf lateinisch hinüber: „Wir werden dir die Antwort schon bringen, Cheruskerfürst!"

Hermann, diese Worte wohl verstehend, rief ebenfalls lateinisch hinüber:

„Kommt nur, und bringt sie!"

Dann wandte er sein Roß und ritt auf den Bückeberg zurück.

Ungehindert ließen in der darauffolgenden Nacht die Germanen die Römer über die Weser. Diese schlugen in Eile mehrere Schiffbrücken, und unter dem Schutz ihrer Schilde drangen die Kohorten über den Strom. Der erwartete Widerstand blieb aus. Auch am folgenden Tage erblickten die Römer keinen Feind.

Germanicus kannte Hermanns Taktik und hütete sich, aus der Talebene in die Wälder des Süntelgebirges vorzudringen.

Da griffen in der zweiten Nacht überraschend Inguiomers Reiter an, und es entwickelte sich ein heftiges Gefecht. Inguiomers Annahme, die Römer ungeschützt anzutreffen, war natürlich irrig. Es war nicht römische Art, eine Nacht ohne die nötigen Schutzmaßregeln zuzubringen. Ein festes Lager mit Wall und Graben empfing die Germanen, so daß eine Überrumpelung mißlang.

Es war nun Hermanns Befehl, sich in kein längeres Gefecht einzulassen, sondern nur Geplänkel auszuführen und sich dann zurückzuziehen. Aber der alte Reiterführer biß sich wie ein wütender Hund fest und konnte sich nicht mehr vom Feinde loslösen. Als der Morgen dämmerte, sah er sich von zwei Seiten bedrängt. Wie Rasende hieben die Germanen um sich, jede Deckung durch Schilde verschmähend. Doch wohlgezielte Speerwürfe verwundeten oder töteten die Pferde, und dann war es aus mit dem herrlichen Reiterkampf.

Hermann erkannte die Gefahr und griff mit den Cheruskern und anderen Stämmen am Morgen in den Kampf ein. Die Römer formierten sich aus dem Lager heraus zur Schlachtordnung in drei Linien, und nun entwickelte sich die größte Schlacht, die je von Römern auf germanischer Erde geschlagen wurde.

Die Germanen hatten die Cherusker in der Mitte ihrer Schlachtordnung, rechts davon kämpften die Katten, und weiter rechts die Brukterer. Diethelm stand mit den Marsern auf dem linken Flügel. Die Germanen durchstießen bald mit großer Wucht die erste Linie der Römer; doch Hermann schlug diesen Erfolg nicht so hoch an, denn die prätorischen Kohorten, die Leibwache des Feldherrn, standen hinten, und erwiesen sich als gute Soldaten.

Nun ritten auch die römischen Reiter in den Kampf. Auf edlen Pferden aus Arabien und Thessalien, die mit Eisen gepanzert waren, sitzend, folgten die geschmeidigen Römer mit Lanze und Schwert. Inguiomers Reiter verschmähten den Harnisch. Dickes Büffelleder hielt die Lanzenstöße ab. Vom Reiter wurde auf beiden Seiten viel verlangt. Steigbügel kannte man noch nicht, und nur eiserner Schenkeldruck hielt den Reiter im Sattel, wenn ihn ein wuchtiger Lanzenstoß oder ein harter Schwerthieb traf.

Bewundernswert hielt sich der bärtige Inguiomer im Kampf. Manch junger Römer kam mit ihm ins Gefecht und glaubte, den Alten leicht vom Pferde heben zu können. Aber die Lanzen zersplitterten an seinem Schild, er war wie verwachsen mit seinem edlen Tier.

Da rannte ihm ein römischer Tribun in den Weg. Der erlesene Waffenschmuck beider Krieger führte sie von selbst zusammen, und es entwickelte sich ein Reiterkampf, der die in der Nähe weilenden Krieger das Kämpfen für einige Zeit vergessen ließ.

Die Lanzenschäfte splitterten, der nächste Mann gab schnell Ersatz, bis die wütenden Streiter des Lanzenbrechens müde waren und zu den Schwertern griffen. Klirrend und krachend prallten Schwert und Schild aufeinander. Römer und Germane waren ausgezeichnete Reiter. Mit festem Schenkelschluß lenkten sie ihre Pferde, die schnaubend sich am Kampfe zu beteiligen schienen.

Inguiomers Schwert war gut, nicht minder der Arm. Der Germane hatte mit dem Pferde eine schnelle Wendung gemacht, eine Blöße des Tribunen erspäht, da saß auch schon die Germanenklinge in der Schulter des Römers. Ein anderer römischer Reiter sah den Blutstrom und stach mit Geistesgegenwart nach Inguiomer mit der Lanze. Doch auch die Germanen waren wachsam. Der Römer büßte den hinterlistigen Stoß sofort mit dem Leben.

Der Tribun sank, schwer verwundet, vom Pferde, und wurde von den Getreuen Inguiomers umringt und gefangengenommen.

An einer anderen Stelle der Schlacht, rechts von den Cheruskern, stand Athaulf mit seinen tapferen Katten. Sie hatten blutige Rache geschworen für die Verwüstung ihrer Heimat, für die Zerstörung ihrer Donareichen.

Athaulf war als Vorkämpfer seiner Scharen der erste im Kampf. Er suchte sich seine Gegner aus. Sie sollten ihm ebenbürtig sein. Da erspähte sein scharfer Blick goldenen Harnisch und wehenden roten Helmbusch. Sein Pferd auf den römischen Reiter zuhaltend, rief er diesem zu: „Steh, Römer!" Der Angeredete wandte das Gesicht, und nun erkannte ihn der Kattenführer.

„Ah, der Verräter Flavius! Scheut sich nicht, gegen seine Brüder zu kämpfen. Wärest du wenigstens im Römerlager am Rhein geblieben! Aber hier auf Heimatboden gegen die eigenen Volksgenossen zu fechten, ist ein Bubenstück, das mit deinem Blute geahndet werden soll."

Flavius kam zu keiner Erwiderung, er mußte sich mit seinem Schilde gegen den Lanzenstoß des Zornigen decken. Ein zweiter, ein dritter folgte. Das Reiten hatte Flavius in Rom gelernt, so leicht bekam man ihn nicht aus dem Sattel. Doch blieb er vorläufig in der Verteidigung. Am guten Metallschild des Römlings zerbrach schließlich der Lanzenschaft Athaulfs. Ein Katte will ihm einen neuen Speer reichen, doch er verschmäht ihn und zieht sein Germanenschwert.

„Ich muß dem Buben näher auf den Leib!" schrie der Herzog der Katten im Zorn. Er drückte die Schenkel fester, daß sein Roß hoch aufbäumte.

Auch Flavius mußte notgedrungen zum Schwerte greifen, und ein hitziges Schlagen und Parieren begann. Hier maßen sich Athaulfs Zorn und Kraft mit Flavius' Gewandtheit und Fechtkunst.

Der Katte aber wußte zu fechten und sich zu decken; eine geringe Schramme am Unterarm hinderte ihn nicht.

Flavius rief während des Fechtens einem Tribunen etwas zu. Dieser eilte herbei und wollte Flavius unterstützen.

Athaulf rief wütend: „Brauchst du noch Hilfe, du feiger Römerknecht?" Und wuchtig saust sein Schwert auf den berstenden Helm des Flavius.

Als der rote Helmbusch wankt, eilen andere Römer herbei. Auch die Katten werfen sich dazwischen, und im wilden Kampfgetöse schleppt der Tribun den schwerverwundeten Flavius aus der Kampfzone.

Hermann, der Cheruskerfürst und Oberbefehlshaber der Germanen, hatte diese offene Feldschlacht nicht gewollt. Er wußte, daß persönliche Tapferkeit allein die Schlacht nicht gewann. Römische Gefechtstaktik war der germanischen Kriegskunst überlegen. Warum sollten sich seine Streiter im offenen Feld verbluten? Sümpfe, Moor und Wald waren ihm einst mächtige Verbündete gewesen. Er wollte sie auch jetzt nicht entbehren. Aber nun war die Schlacht im Gange, jetzt hieß es zeigen, daß die Germanen zu fechten verstehen. Vorerst beteiligte sich Fürst Hermann nicht am Kampfe, sondern versuchte seine Scharen geordnet in die Schlacht zu führen, damit die Triarier, die römischen Leibgarden, nicht auf ungeordnete führerlose Haufen stießen. Doch mußte er dies Beginnen bald aufgeben. Die Schlacht entwickelte sich zu lauter Zweikämpfen. Schild prallte auf Schild, Schwert auf Schwert. Nunmehr hieß es, sich als heldisches Vorbild zu zeigen.

Mit einem Haufen Getreuer sprengte Hermann in die Schlacht!

Sein blinkender Flügelhelm tauchte bald hier, bald dort auf. Jauchzendes Feldgeschrei der Germanen begrüßte ihn.

Ein römischer Raupenhelm mit Roßschweif fesselte ihn, da der Besitzer von goldenen Feldzeichen umgeben war. Er rief den Krieger an, der auf weißem Pferde saß.

„Steht, Römer! Wer seid ihr?"

„Treffe ich euch hier auf dem Schlachtfelde, Arminius? Welche Ehre! Dieser günstige Augenblick ist mir in all meinen Kriegsfahrten hier in Germanien nicht begegnet. Ich bin Cäcina, des Germanicus Legat."

„Würde lieber mit dem Feldherrn selber mich messen, aber auch mit euch habe ich noch abzurechnen", war des Cheruskers stolze Antwort.

Hermann verschmähte das Lanzenfechten. Sein blitzendes Schwert, etwas länger als die üblichen Germanenschwerter, fuhr durch die Luft, doch Cäcinas Schild fing den Hieb auf. Hermann wendete blitzschnell das edle Roß, Cäcina war aber auf der Hut, geschickt riß er sein Pferd hoch. Da fühlte Hermanns Streitroß eisernen Druck in den Weichen, es stürmte vorwärts und prallte heftig mit dem Brustpanzer gegen des Legaten Pferd, das gleichfalls eisern gepanzert war. Aber der Kraft des germanischen Hengstes war das zierlichere Araberpferd Cäcinas nicht gewachsen, es sank in die Knie. Im selben Augenblick blitzte Hermanns Schwert über dem Haupte des Legaten, ein kurzer harter Schlag, der Helm mit dem Roßschweif wankte. Da fühlte Hermann einen Lanzenstich im linken Arm. Er mußte sich dem neuen Feinde zuwenden, der zweite, dem Legaten zugedachte Schwertstreich unterblieb. Doch den hinterlistigen Römer hatte schon sein Schicksal erreicht. Den Lanzenstich rächten Hermanns Getreue schnell.

Prätorianer retteten den Legaten mit schnellem Vorstoß, doch mancher Römeradler wurde der Germanen Beute.

So tobte die Schlacht bis in die Nachmittagsstunden hinein. Manch römisches Feldzeichen sank dahin, aber auch mancher Germane fand den Heldentod auf dieser blutigen Walstatt, die bald mit Leichen und Verwundeten bedeckt war. In der zweiten Nachmittagsstunde sieht Hermann des

Germanicus Feldzeichen, goldene Römeradler, aufleuchten. Der Cheruskerfürst entschließt sich, zu ihm vorzustoßen; dazu brauchte er eine geschlossene Schar, um durch das Kampfgewühl hindurchdringen zu können. Doch diese Schar aufzutreiben war nicht möglich. Es gab keine geschlossenen Abteilungen mehr. Fußvolk und Reiter mischten sich im Getümmel, jeder focht auf eigene Faust, es war ein persönliches Messen zwischen Germanen und Römern. Die Leitung der Schlacht drohte Hermann aus der Hand zu gleiten.

Darum befahl der Führer am Nachmittag den Rückzug in die Berge. Seine hohe Gestalt tauchte an allen Teilen des Schlachtfeldes auf, um den Rückzug ohne große Verluste zu bewerkstelligen. Leicht lösten sich die Marser vom Feind, schwerer die Katten, deren Führer Athaulf noch nicht genug Rache für das zerstörte Kattenland genommen hatte, und wie ein Löwe kämpfte. Auch Wulfhart trat nur zögernd den Rückzug an. Gar nicht zu bewegen war der Reiterführer Inguiomer, obwohl seine Scharen arg gelichtet waren.

Hermann mußte ihn persönlich auffordern, den Kampf abzubrechen, als auch dies nichts fruchtete, schlug er dem dickköpfigen Oheim das Schwert aus der Hand.

Inguiomer sah den blutenden Arm seines Führers und die blutbefleckte Rüstung. Dies brachte ihn zur Besinnung. Obwohl finsteren Groll in der Brust, löste er sich und seine Reiter aus dem Gefecht und zog sich in die Berge zurück.

Eine helle Nacht lag über dem Schlachtfeld am Bückeberg. Die Römer hatten sich bis an die Weser in ein stark verschanztes Lager zurückgezogen. Sie fürchteten, die Germanen könnten zurückkommen. Doch es blieb still. Weiße, vom Mondlicht beglänzte Wolken zogen in großer Hast über den nächtlichen Himmel. Wotans Schwertjungfrauen, die Walküren, trugen auf ihren durch die Wolken sausenden Rossen

die auf der Walstatt gebliebenen Helden hinauf zu Walhalls goldenen Sälen, wo Wotan sie empfing.

Im Süntelgebirge sammelte Hermann seine Scharen. Die Verluste waren schwer, am meisten hatten seine Cherusker gelitten. Einmal durch Inguiomers wüstes Draufschlagen, dann durch die Rückzugsdeckung. Beim Schein des Lagerfeuers ließ Hermann sich den Arm verbinden, und hielt gleichzeitig Kriegsrat mit den Führern. Heftig tadelte er das Durchbrechen seiner Befehle, nur dadurch seien die Verluste entstanden.

„Tausende unserer Kämpfer", sagte der Herzog, „liegen auf dem Schlachtfelde. Nicht weil sie sich todesmutig in den Kampf stürzten, sondern weil sie die römische Fechtkunst nicht kannten. Darum wollte ich auch eine Schlacht im weiten Feld, wo sich die römischen Legionen entwickeln können, vermeiden. Aber Inguiomers Ungehorsam zog uns mit in den Kampf. Auch anfängliche Erfolge täuschten uns. Solche Erfolge verwandeln sich meist in Niederlage, denn die Triarier, die altgedienten tapferen Krieger, stehen hinten, und an ihren Reihen prallt meist jeder Angriff ab. Die römische Kriegskunst ist besser als die unsrige, wenn wir bei uns überhaupt von Kriegskunst sprechen können. Unsere tapferen Streiter verschmähen im Kampfe jede List, jeden taktischen Zug. Kämpfen, nichts als Kämpfen ist in der Schlacht ihr Streben. So aber reiben wir uns auf. Wir wollen keine Schlacht, wir wollen den Feldzug gewinnen, darum müssen wir einer offenen Schlacht künftig aus dem Wege gehen. Unsere Verbündeten sind unsere Wälder und Moore. Lassen wir es bei dem ersten Fehler in diesem Feldzuge bewenden und verzichten wir auf Schlachten, die wir auch deshalb nicht gewinnen können, weil die Römer in der Übermacht sind. Die heutigen Verluste haben uns noch mehr geschwächt.

Soll ich Germanien von der Römerschmach befreien, muß ich Führer sein und unbedingte Unterordnung verlangen. Ist der Krieg zu Ende, seid ihr wieder freie Herrscher eurer Stämme auf freier germanischer Erde. Gehorcht lieber einem freien germanischen Volksgenossen als den römischen Tribunen. Diese freiwillige Unterordnung ist der Weg zur Freiheit. Aber jetzt im Kampf den eigenen Kopf durchsetzen, ist der Weg in die römische Sklaverei. Noch einmal frage ich euch, welchen Weg ihr wählen wollt."

Athaulf, der Kattenführer, antwortete:

„Du hast recht, Fürst Hermann. Der heutige Tag hat es wieder bewiesen. Doch muß ich auch etwas zur Entschuldigung anführen. Leichter ist es, ein Lamm aus den Tatzen einer Bärin zu befreien, als unsere tapferen Krieger von den Römern loszulösen."

Hermann nickte mit einem bitteren Lächeln.

„Hier wird Tapferkeit zum Fehler. Tollkühnheit gewinnt nicht immer eine Schlacht, Einzelerfolge gewinnen keinen Krieg. Und darum wollen wir die Römer in den Schluchten unserer Berge stellen. Mann gegen Mann kann hier gekämpft werden, und da weiß ich, welches Schwert besser zu treffen weiß. Aber gegen geschlossene Legionen wollen wir nicht mehr kämpfen."

„Was denkst du nun zu tun, Hermann?" fragte der Marser Diethelm.

„Das ist so schwer nicht zu sagen. Germanicus ist ausgezogen, um uns zu vernichten, entscheidend zu vernichten, sonst würde sein Heer nicht acht und mehr Legionen zählen, die Hilfsvölker gar nicht gerechnet. Er wird nicht über die Weser zurückgehen, sondern uns folgen. Er muß dorthin ziehen, wo wir hinziehen. Wir schreiben ihm den Weg vor. Das ist unser Vorteil. Wann und wo wir uns wieder zur

Schlacht stellen, ist ebenfalls in unsere Hand gegeben. Wer also dem Feind das Handeln vorschreibt, hat das Übergewicht. Ihr wißt, daß nördlich von hier die Weser ein großes Moor durchfließt. Dorthin ziehen wir. Ich kenne dort jeden Baum, jeden Hügel, jede gefährliche Stelle. Germanicus wird schwerlich Wegweiser finden. In die Wälder folgt er uns nicht, um nicht Varus' Schicksal zu erleiden. Nun kann er uns einmal im Moor besuchen.

Wir marschieren getrennt. Am Ziustage*, also übermorgen, treffen wir uns am Steinhuder Meer. Die Katten ziehen voran. Ich folge mit den Cheruskern, damit Oheim Inguiomer nicht wieder das Schwert zu früh in der Hand zuckt. Brukterer und Marser schließen sich an. Diethelm, du hältst Verbindung mit dem Heere des Germanicus, damit er nicht mit uns die Fühlung verliert. Kleine Geplänkel und Überfälle sind erlaubt, sonst aber nichts."

Diesem Befehle folgten die Führer noch in der Nacht.

Vorsichtig und langsam folgten die Römer.

Einen Tag später befanden sich die Cherusker und Katten im Deistergebirge. Die anderen Stämme zogen nordwärts, die Römer hinter sich oder in der linken Flanke. Sie hatten schon öfters Geplänkel mit dem Feind gehabt, doch kam es nie zu ernsten Zusammenstößen, weil sich die Germanen immer wieder geschickt zurückzogen und so die Römer nachlockten.

Germanicus befleißigte sich äußerster Vorsicht.

Nachts wurde immer ein festes Lager mit Wällen und Gräben bezogen, so daß er vor Überfällen gesichert war.

Hermann, der die römischen Gewohnheiten kannte, dachte auch nicht an nächtliche Überfälle, sondern wollte die Römer auf dem Marsche angreifen.

---

* Auch Zinstag, heute Dienstag, genannt Ziestag

Am Ziustage brach die Dunkelheit schneller herein als sonst, denn dunkle Gewitterwolken zogen sich am Nachthimmel zusammen. Donar rasselte mit seinem Wagen über die Wolken und schleuderte Blitze zur Erde.

Hermann und Athaulf saßen am Lagerfeuer. Schweigend sahen sie in die Flammen, die sich dunkelrot in den Rüstungen spiegelten. Beiden war nicht froh zumute, und jeder hing seinen eigenen trüben Gedanken nach. Da erhellte plötzlich ein greller Blitz den Wald, und in diesem Schein sahen die beiden Führer ein hoheitsvolles Weib vor sich stehen.

Überrascht sprangen sie empor. So zeigten sich die Seherinnen, die Schicksalsschwestern. Da hob das in grauem Gewande ragende Weib den Arm, und seine tiefe Stimme sagte zu Hermann:

„Wo des Moores Alfen wohnen
Deine Kriegskunst sich bewährt.
Triff die röm'schen Legionen,
Triff sie mit Gott Zius Schwert!"

Dann war die graue Gestalt verschwunden. Aus den Bäumen ertönte nur schwächer die Stimme: „Runholde sprach's!" Stille ringsum. Es rauschten nur noch die Bäume, und der Donner grollte in der Ferne.

Stumm saßen die Männer und dachten über die Worte nach.

Doch ehe sie den Sinn ganz begriffen, knackte es in den Zweigen, und atemlos brach ein Jüngling aus dem Dunkel hervor. Er eilte auf die beiden Männer zu mit einem freudigen Zuruf.

„Helgi!" kam es aus beider Munde, und Athaulf schloß den Sohn in die Arme.

Dann hub Helgi zu erzählen an: „Ich kam über die Walstatt von Idistaviso, und glaubte schon, ich komme zu spät. Doch folgte ich den Römerspuren. Wo Römer gingen, mußten auch Germanen sein, denn ihr seid ja das edle Wild, das diese fremden Jäger jagen wollen. Ich traf auch auf eure abgebrannten Lagerfeuer und wußte, daß ihr noch nicht vernichtet sein konntet. Wozu verfolgte euch auch der Römer? Und so komme ich und Zius Schwert noch nicht zu spät."

„Du hast Zius Schwert, Helgi?" fragte der Cheruskerfürst erstaunt.

„So ist es, Fürst. Hier lege ich es in deine Hände. Möge es dich und die Germanen zum Siege führen."

Ehrfurchtsvoll betrachteten die beiden Fürsten das schlichte Schwert. Dann zog Hermann es aus der Scheide, und ward geblendet von dem Glanz der Klinge, die mit seltenen Runen geschmückt war. Hoch hob er dann das Schwert und rief:

„Germanien wird frei!"

Nun mußte Helgi seine Abenteuer erzählen. Er berichtete von seinem Verweilen im römischen Lager Mogontiacum, vom Auszug des Vergilius, von der Gewitternacht im römischen Feldlager und von dem Abenteuer mit den zwei Schmieden. Helgi war glücklich der Gefahr des Waldes entronnen, und mußte einen Tag zu Fuß laufen, bis er sich ein Pferd von einer Weide holte. Dann war er bis zur Weser gekommen und hatte nachts das Tal am Bückeberg passiert, wo das weite Feld mit Leichen und Waffen bedeckt war. Er war den Römerspuren dem Süntelgebirge entlang gefolgt und hatte schließlich seine Sippe gefunden.

Hermann hängte das Schwert des Kriegsgottes an seinen Gürtel, nahm sein eigenes kostbares Schwert und gab es Helgi.

„Nimm das schlachtgewohnte Schwert, Helgi, als Dank für deine mutige Tat. Trage es in Ehren und gebrauche es in der morgigen Schlacht."

„In der morgigen Schlacht?" fragte Helgi verwundert.

„Ja, Helgi. Die Seherin hat es prophezeit und mir Zius Schwert angekündigt", entgegnete Hermann.

„Eine Seherin? War es ein großes graues Weib?"

„Ja, Runholde nannte sie sich", sagte der Vater.

„Dann ist es dieselbe, die mir einst im Walde begegnete, als wir das Julfest feierten. Sie sagte mir:

‚Nicht kommst du zur Zeit,
Doch sei dir's nicht leid.
Donars Hammer befreit.'

So ist es auch eingetroffen. Donar schickte mir den Gewitterregen, damit ich das Schwert aus des Feldherrn Zelt holen konnte. Zur rechten Zeit kam ich nicht, denn euch hat Zius Schwert in der Schlacht am Bückeberg gefehlt. Doch zu spät ist es noch nicht."

„Laßt uns aufbrechen!" befahl Hermann. „Noch morgen früh müssen wir zum Kampfe bereit sein. Einen Auftrag habe ich noch für dich, Helgi. Reite zu den Stämmen, erzähle von deiner Tat, Utram möge es allen Kriegern singen. Morgen sei unser Schlachtruf: ‚Ziu! Ziu!'"

Germanicus war weserabwärts weitermarschiert, verfolgte die abziehenden Germanen, mied aber die Wälder, um nicht Varus' Schicksal zu erleiden. Bald kam er in ein mooriges Gebiet, wo die Plänkeleien zunahmen. Doch der Feldherr war sich der Gefahr nicht bewußt, denn das Trügerische der nordischen Moore kannte er nicht.

Als die Römer vorsichtig weiterzogen, brachen plötzlich die Cherusker und Katten aus den Wäldern heraus. Ein

schreckliches Kriegsgeschrei „Ziu! Ziu!" erfüllte die Luft und jagte den Römern Schrecken ein. Die Nachhut der Römer griffen die Brukterer und Marser an, alles ging so schnell, daß Germanicus nur notdürftig seine gewohnte Schlachtordnung herstellen konnte.

Dazu kam, daß bei dem schlüpfrigen Boden die Reihen nicht geschlossen werden konnten. Oft fielen sie auseinander, zeigten klaffende Lücken, Roß und Reiter sanken ganz plötzlich weg.

Hermann mit seinen Reiterscharen, Zius blitzendes Schwert in der Rechten, richtete große Verwüstungen in den römischen Kohorten an. Das Feldgeschrei „Ziu! Ziu!" gellte in den Flanken und im Rücken der Legionen. Goldene Römeradler sanken dahin und wurden der Germanen Beute.

Da entschloß sich Germanicus, um eine völlige Niederlage zu verhindern, zum Rückzug. Hermann folgte, doch gab er die Verfolgung auf, als die Römer wieder festen Boden unter den Füßen hatten und sich in feste Lager verschanzten.

Trotzdem wagte der römische Feldherr keine Schlacht mehr, sondern zog sich auf die Ems zurück, wo seine Schiffe lagen.

Am Steinhuder Meer vereinigten sich die Führer der germanischen Stämme und gelobten dem Cheruskerfürsten unverbrüchliche Treue.

Diethelm, der Marser Fürst, trat auf den jungen Helgi zu, der sich in der Schlacht tapfer bewährt und dem Schwert Hermanns alle Ehre gemacht hatte.

„Jetzt wird auch das lippische Land von den Römern frei. Wirst du mir die Ehre deines Besuches geben, Helgi? Gerne gewähre ich dir Gastrecht an meinem Herd, und Heidegard, meine Tochter, hörte gern, wie es dir auf der Schwertreise ergangen."

Helgi errötete freudig.

„Ich werde kommen. Ich werde der Maid das blaue Band zeigen, das ich durch alle Fährnisse gerettet habe. Doch meiner Tat mich zu rühmen, ist mir nicht gegeben."

Da trat Utram, der Sänger, an ihn heran. „Das laß nur des Skalden Pflicht sein. Wieder schlage ich meine Leier zum Ruhme Hermanns und aller Helden Germaniens!"

*

Die Sonne sank hinter den Bergen des Teutoburger Waldes. Vater und Sohn starrten in das leuchtende Abendrot, das die deutsche Erde in Glanz hüllte.

Der Sohn brach das lange Schweigen. „Viel habe ich hier am Bückeberg erlebt, Vater. Und doch blieb bei mir eine große Spannung zurück. Der Faden riß ab, ich weiß nicht, was dann geschah. Haben die Römer —"

„Nein. Nie wieder hat ein Römerheer die Lande rechts vom Rhein betreten. Germanicus zog mit seinen Truppen zur Ems und wählte wieder den Seeweg. Ein heftiger Sturm auf der Nordsee zertrümmerte ihm manches Schiff, und viele seiner Krieger kamen in den Wellen um.

Zwar war Germanicus nicht entmutigt, und dachte an einen neuen Feldzug, doch Kaiser Tiberius rief ihn zurück. Er solle jetzt heimkehren zu dem Triumphzuge, der ihm zugedacht. Und dann schrieb der römische Kaiser noch, man brauche die Germanen nicht zu besiegen, man könne sie ihrer eigenen Zwietracht überlassen. Das war leider ein prophetisches Wort."

„Kamen die Römer doch wieder?" fragte Uwe gespannt.

„Nein, mein Sohn, ich sagte es ja schon. Wohl führte Germanicus in seinem Triumphzuge die unglückliche Thus-

nelda mit, wobei der schurkische Segestes und der falsche Flavius zusahen, aber Germanien war und blieb frei. Hermann regierte über Germanien, und seine Deutschen jubelten ihm zu, wie ihn der Dichter pries:

„Preis dir, starker Gotteskrieger!
Preis dir, frommer, edler Sieger,
Unsres Volkes reinster Held!
Deutschlands Freiheit, Deutschlands Einheit,
Alter Sitte Kraft und Reinheit
Riefen dich ins blut'ge Feld.

Keiner hat wie du gestritten,
Keiner hat wie du gelitten,
Hermann, unsres Volkes Zier!
Immer soll dein Geist uns leiten,
Wie im Leiden, so im Streiten:
Wachst du auf, wir folgen dir!"